

FORUM

MAGAZIN DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

6. Juni – 3. Juli 2026 | Ausgabe 6



Leben nach dem Trauma

Ella Ostapchuk flüchtete aus der Ukraine. In der Kunst findet sie zum Leben zurück.

Seite 4

15 – «Kirche Kunterbunt»

Ein ökumenisches Projekt fördert fröhliche Kirchengemeinschaft.

18 – Räume öffnen

Zwei Ausstellungsmacherinnen teilen ihre Passion für Museen.

22 – Kirche zeigt sich

Was hinter der Kampagne «miteinander – füreinander» steckt.

4 – Leben nach dem Trauma
Ella Ostapchuk flüchtete aus der Ukraine. In der Kunst findet sie zum Leben zurück.

9 – Engagement für Geflüchtete
Theologinnen im Gespräch

12 – Glauben heute
Der Blick der anderen

Anno Domini
1933–1945: Zwischen
Anpassung und Widerstand

13 – Kirchenbaugeschichte(n)
Barock (reformiert)

**14 – Grosse Fragen – kurze
Antworten**
Karoline Schreiber, Künstlerin

Kleines Glück
Wildnis vor den Toren der Stadt

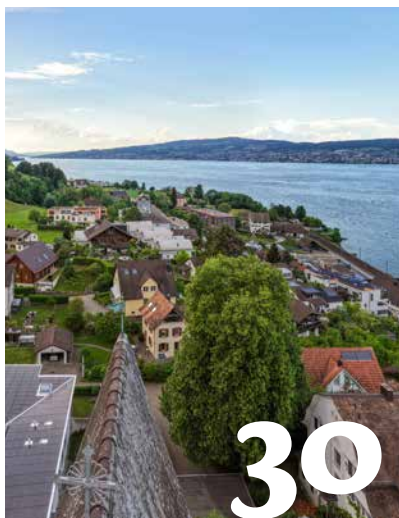
**15 – Pinguine gibt es auch in
Nigeria**
Ökumenisches Familienprojekt

16 – Kolumne
Elisabeth Bronfen zu 250 Jahre
Unabhängigkeitserklärung

**17 – Widmer & Binotto
fragen sich**
Warum geraten wir immer vom
Regen in die Traufe?

**18 – «Einen Kirchenraum zu
gestalten, ist unser Traum»**
Gespräch mit den Ausstellungs-
macherinnen Kaba Rössler
und Nadine Schneider

22 – Kirche zeigt sich
Hintergründe einer Kampagne



23 – Rückblick

24 – Grosse Erzählungen
Solidarität in der jüdisch-
christlichen Tradition

26 – Zwölf Pflanzen der Bibel

27 – Wo spielt der Glaube?
Tobias Grimbacher, Synodalrat
und Theatermacher

30 – 360 Grad
Auf dem Kirchturm «Heilige
Familie» in Richterswil

31 – Unsere Sprache: Albanisch
Marjan Demaj, Priester der
Mission für Albanischsprachige

Spezialseelsorge
Isabelle Mauerhofer,
Leitung SOS Bahnhofhilfe Zürich

32 – Leserbrief

33 – Spuren
Aufgenommen von Christoph
Wider

34 – Aus den Pfarreien
[Termine und Informationen
im Überblick](#)

50 – Tipps der Redaktion
Was hält uns zusammen?

51 – Kino unter Leuten
«Fuori»
von Mario Martone

Redaktionsschluss: 18. Mai 2026

Bildnachweis Cover:
«Tumannost Andromedy» von Ella Ostapchuk

FORUM Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Erscheint 12 Mal im Jahr. 71. Jahrgang. ISSN 1420-2212

Herausgeberin Stiftung Forum – Pfarrblatt
der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Präsidium Andreas Rellstab **Geschäftsführung** Eveline Husmann

Anschrift Zeltweg 48, 8032 Zürich, www.forum-magazin.ch

Sekretariat Tanja Gut, sekretariat@forum-magazin.ch
044 555 70 10, Dienstag und Donnerstag

Redaktionsleitung Thomas Binotto (bit), Veronika Jehle (vej)
redaktion@forum-magazin.ch

Redaktion Beatrix Ledergerber-Baumer (bl), Eva Meienberg (eme),
Christoph Wider (Bildredaktion), Angelika Dobner (Gestaltung)

Grafikkonzept Andrea Müller, Agentur Panda & Pinguin

Vignetten Niels Blaesi

Pfarreiseiten Inhalt und Gestaltung verantwortet die jeweilige Pfarrei.

Adressänderung Kanton Zürich: beim Pfarramt Ihres Stadtquartiers
bzw. Wohnortes (Adresse siehe jeweilige Pfarreiseite),
Nur Stadt Winterthur: mitgliederverwaltung@kath-winterthur.ch

Bezahl- und Geschenkabos Jahresabo Inland Fr. 38.–, Ausland Fr. 77.–,
Aboservice: 044 555 70 10, sekretariat@forum-magazin.ch

Inserate KünzlerBachmann Verlag AG

Ursula Notz Maurer, u.notz@kueba.ch, 071 314 04 74

Druck AVD GOLDACH AG, 9403 Goldach, www.avd.ch
Das Forum wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.



Liebe Leserinnen und Leser

Wer mindestens einmal pro Woche malt, singt oder ein Museum besucht, altert biologisch langsamer als jene, die das seltener tun. Dies hat kürzlich eine Studie des University College London herausgefunden. Dass Kunst aber nicht nur uns als Einzelnen, sondern auch uns als Gemeinschaft gut tut, zeigen eindrücklich unsere beiden Hauptbeiträge.

Museen haben eine ähnliche Funktion wie Kirchen, lese ich im Interview mit den Leiterinnen des Museums Henry Dunant im appenzelischen Heiden. Museen seien «ein Ort, wo wir innehalten und reflektieren können, wo wir mit anderen Positionen konfrontiert und zum Austausch über Grenzen hinweg angestossen werden». Es brauche dieses Innehalten, damit Demokratie funktioniere, sagen die Kuratorinnen. Auch, um unsere Identität zu stärken und Verbindendes zu entdecken. Kunst, Museen und Kirchen helfen mit, uns als Gesellschaft zusammenzuhalten.

Was mich berührt, was mich mit meiner Vergangenheit verbindet, das gibt mir auch Kraft für die Zukunft und führt mich ins Handeln. Theologie darf nicht in sakralen Gebäuden bleiben, findet Pfarrerin Tania Oldenhage. Es gehe vielmehr um ethische Verantwortung, «um Parteinahme für die Schwächsten». Das hat sie, wie auch meine Kollegin Veronika Jehle, die den Beitrag geschrieben hat, zum Einsatz für Menschen mit Fluchterfahrung gedrängt. Dabei sind die beiden auch Menschen begegnet, die Traumata erlitten haben. Ein Blick ins Kunstatelier von Solinetz Zürich zeigt: künstlerisches Gestalten hilft beim Verarbeiten



traumatischer Erlebnisse. Ella Ostapchuk weiss es aus eigener Erfahrung. Sie sagt: «Kunst reinigt die Seele. Vielleicht macht Gebet dasselbe.»

Was gibt Ihnen Kraft? Museumsbesuch oder eigenes künstlerisches Gestalten, der Kirchenbesuch oder ein fröhlicher Eltern-Kindergottesdienst, wie es die «Kirche Kunterbunt» anbietet? Das Wissen, dass Gott mich sieht, meine Würde und Kraft? Oder der Kurzfilm, die Inserate, Plakate und Blachen, die seit einiger Zeit im Kanton Zürich das «miteinander – füreinander» der kirchlichen Gemeinschaft öffentlich zeigen? Womöglich ganz etwas anderes? Die vorliegende Ausgabe bietet viele Inspirationen, über Kraftquellen nachzudenken, sie zu suchen und zu finden.

Beatrix Ledergerber-Baumer

**Online
plus**

www.forum-magazin.ch: Christoph Schönborn, Kardinal und langjähriger Erzbischof von Wien, war in jungen Jahren Professor für Dogmatik an der Uni Freiburg. Ein Gespräch über den damaligen Konflikt mit Studierenden, seinen kirchenpolitischen Gestaltungswillen – und warum er die Schweiz geliebt hat.



Wenn die Farben in eine andere Richtung fließen

Nach ihrer Flucht will Ella Ostapchuk nicht
in traumatischen Erfahrungen
stecken bleiben. Wie der Ausdruck mit Farben
und Formen seine therapeutische
Kraft entfaltet.

Von Veronika Jehle (Text) und Ursula Markus (Fotos)

Als wäre sie unsichtbar – so fühlte sie sich in den vier Jahren, seit sie in der
Schweiz angekommen ist. Ella Ostapchuk möchte mit Namen und
Gesicht erscheinen: «als erster kleiner Schritt, dass ich sichtbar werde».



Morgens 4.00 Uhr, 24. Februar 2022: Ella Ostapchuk schreckt in ihrem Bett hoch. Ein Knall. Wände wackeln. Fensterscheiben klirren. «Ich bin tot», durchfährt es sie. Weitere Raketen werden in dieser Nacht auf ihre Stadt fallen. Luzk im Westen der Ukraine wird bombardiert, weil es nahe einem Flughafen liegt. Das weiss sie jetzt noch nicht. Nur das: «Hier kann ich nicht mehr leben.»

Etwas mehr als vier Jahre später giesst Ella Ostapchuk Farben auf Holz: Weiss, Gold, Ultramarinblau, Himmelblau. Sie ist in einem Kunstatelier, in Zürich, in der Schweiz. Am Tag nach Kriegsbeginn war sie alle ihre Handy-Kontakte durchgegangen. Hatte jemanden gefunden, der sie und ihren Sohn ausser Landes brachte. Polen. Kalte Februar-Nächte auf hartem Boden. Deutschland. Schweiz. Schutzstatus S. «Ich will wieder Kontrolle über mein Leben bekommen», sagt sie jetzt, eine Übersetzerin hilft. Die Farben verteilen sich langsam auf dem Holz, Ella schaut aufmerksam zu. Sie atmet. Bringt das Holz in Bewegung, das sie zuvor auf eine Drehscheibe gelegt hat. Die Farben beginnen, in andere Richtungen zu fließen. Ob sie all das traumatisiert habe? «Ich denke ja, das Trauma dauert und dauert», sagt sie, auf Deutsch. «Ich bin nicht sicher, habe ich Boden unter meinen Füssen, und wie geht mein Weg weiter?» Ella bläst durch ein Röhrli auf die flüssigen Farben. Leuchtende Augen. Man könne es eben nicht kontrollieren. Man könne aber gestalten. Meint sie damit ihre Kunst oder ihre Zukunft? «Ich weiss noch nicht, wer ich sein werde», sagt sie nur.

Gefühle, Gedanken und Erfahrungen kreativ, gestalterisch ausdrücken – damit arbeitet die Kunsttherapie. Gerade bei komplizierten, erschütternden Erlebnissen bieten die Materialien und die Farben eine alternative Sprache, um die innere Welt nach aussen sichtbar zu machen. Dass Ella Ostapchuk in der Kunsttherapie einen Ort gefunden hat, mit ihrem Trauma zu arbeiten, verwundert nicht: Sie ist von Haus aus Künstlerin, hat in der Ukraine von ihrer Kunst gelebt. Über das offene Kunstatelier vom Solinetz Zürich hatte sie von einer jungen Kunsttherapeutin gehört, die im Rahmen ihrer Ausbildung Klientinnen und Klienten suchte. Seither sind die beiden miteinander unterwegs. Die Kunsttherapeutin, die namentlich nicht genannt werden möchte, schaut Ella auch heute über die Schulter: beobachtet, wie sie ihren Körper involviert, während sie die Scheibe dreht, die Farbe tropft, darüberbläst. Wie sie atmet, sich fokussiert, sich entspannt. «Die somatische Ebene ist zentral: Das Trauma sitzt im ganzen Körper, nicht nur im Kopf.»

Cosima Ballesteros bestätigt das. Die Freiwillige leitet seit fünf Jahren das Kunstatelier und öffnet Menschen mit und ohne Fluchterfahrung einen Raum, sich auszudrücken. Es ist nicht das künstlerische Können, das den Prozess ermöglicht: «Es ist das Machen mit den Händen, das unglaubliche Kraft hat. Ich kann mich darin selbst verwirklichen, ich kann aus Nichts etwas erschaffen.»

Traumata müssen bearbeitet werden. Bleiben sie unbeachtet, besteht die Gefahr, dass die dunkle Erfahrung reaktiviert wird, dass der Mensch – ausgelöst durch einen Geruch,

ein Geräusch, ein Wort – schlagartig zurückversetzt wird in den Schock. Es besteht ausserdem die Gefahr, dass die Traumatisierung an folgende Generationen weitergegeben, also tatsächlich vererbt wird. Nicht selten sind es die Enkel, die Emotionen und Handlungsmuster tragen, weil ihr Grossvater im Krieg war, ihre Grossmutter flüchten musste.

Die Logik dahinter kennt Rosmarie Barwinski. Die Psychologin und Psychotherapeutin hat das Schweizer Institut für Psychotraumatologie gegründet und leitet es. Sie erklärt: «Ein Trauma ist ein Erlebnis der Überflutung. Da ist ein bedrohlicher äusserer Faktor und die eigenen Bewältigungsstrategien reichen nicht aus, damit umzugehen.» Einmal überflutet, ist das Gedächtnis überfordert: «Das Ganze ist zu emotional beladen. Es kann nicht als Erinnerung abgespeichert werden kann, die im Raum und in der Zeit verortet ist. Es werden nur Bilder und überwältigende Gefühlszustände abgespeichert, und das im impliziten Gedächtnis – nicht, wie üblich, im expliziten Gedächtnis.» Weil diese Erfahrung nun kaum «psychisch repräsentiert» ist, wie es in der Fachsprache heisst, also nicht als Erinnerung mit Ort und Zeit im expliziten Gedächtnis abgelegt werden konnte, kann sie nicht verarbeitet werden – «sie bleibt im Körper stecken».

Und dieser Körper reagiert: «Genetische Veränderungen können die Folge sein.» Auch gebe es unterschiedliche Arten, wie der Körper das Trauma wiedergebe: Erlebt der Mensch «Flashbacks», also Momente, in denen er in den Schock zurückfällt? Träumt er die Bilder immer wieder? Hat er ein Wissen um das Ereignis, kann er also davon erzählen – ohne es aber mit Gefühlen verknüpfen zu können? Verdrängt er das Wissen, weiss gar nicht mehr davon, und lagert es nur in einem seiner Persönlichkeitsanteile ab?

Rosmarie Barwinski weiss aus Erfahrung, dass die meisten von allein wieder gesund werden, dank eigener Selbstheilungskräfte: «Als übliche Reaktion sieht man die Bilder noch eine Zeit lang, kann schlecht schlafen, zieht sich zurück. Das flacht langsam ab, man kehrt in den Alltag zurück. Man hat das Erlebnis nicht vergessen, sondern integriert

**Atmen, fokussieren,
entspannen:
Es geht um die
Arbeit mit
dem ganzen Körper.**

«In dieser Zeit bin ich in einer anderen Welt»: Seit ihrer Flucht findet Ella Ostapchuk im künstlerischen Ausdruck einen Raum, frei zu sein.



Bunte Farben – dunkle Harmonie, sagt Ella Ostapchuk zu diesem Bild. Oben links hat sie das Trauma dargestellt. Ist es in jedem Bild? «Es ist immer mit mir.»

«Kunst reinigt die Seele. Vielleicht macht Gebet dasselbe.»

es langsam.» In diesem «Normalfall» verschwinden die Bilder und es festigen sich Gefühle. Gelingt dies nicht, dann erst braucht es professionelle Therapie.

Und was passiert nun, wenn jemand flüchten muss? «Flucht ist ein Trauma, man muss aber keine Traumafolgestörungen haben», sagt Barwinski und denkt an die vielen, die relativ schnell in ein neues Leben hineinfänden. Herausfordernd an Fluchterfahrungen sei die «sequenzielle Traumatisierung», oftmals erstrecke sich Flucht über einen längeren Zeitraum. Zeit für die Verarbeitung der Erlebnisse bleibe aus, ebenso Erholung. Im Kern gehe es bei Flucht und Migration um Identität: die eigene Kultur und Sprache zurücklassen müssen, in eine andere Kultur und Sprache hineinkommen. Schliesslich eine neue Identität suchen müssen, in der beide Kulturen einen Platz haben.

Zunächst gelte es – wie grundsätzlich nach Traumata – Wege zu finden, in die Erinnerung zu kommen: «Reden durchbricht meist den Kreislauf der Lähmung. Aber auch andere Formen, gerade wenn es mit der Sprache noch schwierig ist: Bilder malen, tanzen, Musik machen – alles, was einen Ausdruck ermöglicht.»

Im Kunstatelier sind heute alle Plätze besetzt. Cosima Ballesteros hat verschiedene Arten von Ton mitgebracht und erklärt auf Hochdeutsch, wie man daraus Handschmeichler formen kann. Anleitungen liegen aus auf Spanisch, Ukrainisch, Deutsch und Englisch. Sie finden kaum Beachtung. Hier geht es ums Machen. Kinder greifen zum Ton, ihre Mütter, Männer und Frauen verschiedenen Alters. Was nun entsteht, ist so unterschiedlich wie die Menschen selbst. Ella Ostapchuk macht an ihrer Drehscheibe mit Holz und Farben ihr eigenes Ding – und ist dennoch mitdendrin. «Mit welchen Farben arbeitest du?», fragt eine neugierig. «Mit flüssigem Acryl», antwortet sie und taucht gleich wieder ins Gestalten ab. Etwa zwei Minuten später: «Diese paar Minuten bin ich in einer anderen Welt. Ich bekomme nichts anderes mit.» Was sie gerade fühle? «Glücklich.» Sie sieht dabei euphorisch aus. «Kunst reinigt die Seele. Vielleicht macht Gebet dasselbe.» Bei diesem Satz ist ihr nochmals die Übersetzerin beigesprungen.

Ihr Vater sei verstorben, erzählt Ella nun, Ende August sei das gewesen. Zu ihm habe sie eine besondere Verbindung gehabt, zur Mutter weniger. Zum Begräbnis sei sie nach Hause gefahren. «Ich verstand, dass ich hierher nicht mehr zurückkommen kann.» Sie meint ihr Heimatland, die Ukraine. Plötzlich Tränen in den Augen. Nicht ohne ihren Vater. Pause. Ihr Sohn habe jetzt in der Schweiz ein Diplom gemacht, als Masseur. Er sei invalide, halbseitig gelähmt. Ein Lächeln legt sich über die frischen Tränen. «Ich würde gerne in der Schweiz leben», sagt die 47-Jährige. Und auf Deutsch: «Es ist ruhig, sehr intelligente Leute, das fasziniert mich. Die Leute haben offene Herzen.»

Was im Kunstatelier Raum findet, wird möglich durch Freiwillige. Wie geht das, bei so viel Schwerem, das die Teilnehmenden mitbringen? Gabriela Zindel arbeitet beim Verein Agape International, einer christlichen Non-Profit-Organisation, und bildet Freiwillige aus, die Geflüchtete begleiten. «Freiwillige können etwas vom Wichtigsten anbieten: eine Beziehung. Jede und jeder hat Fähigkeiten und Vorlieben, über die Verbundenheit entstehen kann. Sei es beim Kochen, beim Deutschlernen, beim Wandern, beim Malen.»

Sie schule Freiwillige auch darin, ihre eigenen Grenzen zu spüren: einerseits die Grenze, an der die persönlichen Ressourcen in Erschöpfung kippen; andererseits aber auch, ab wann es angezeigt sei, professionelle Unterstützung ins Spiel zu bringen. «Die meisten Menschen kommen mit ganz normalen Bedürfnissen nach Annahme, nach Zugehörigkeit und nach Leben. Dort, wo es aber um medizinische oder psychologische Fragen geht, dort müssen wir sehr vorsichtig sein», sagt Zindel. Ein Beispiel: Sitze sie mit ihrer afghanischen Freundin zusammen, tue diese ihr manchmal ihr Herz auf, erzähle ihr von Panikattacken – «weil sie mir vertraut». Zindel höre ihr aufmerksam zu. «Sobald ich ihr aber einen Rat geben will, was sie machen sollte – genau dort ist meine Grenze.» Genau das sei Fachpersonen vorbehalten.

Cosima Ballesteros kennt das aus dem Kunstatelier: «Es ist die Entscheidung der Leute, ob sie erzählen wollen oder nicht. Manche fangen von sich aus zu erzählen an, dann sind hier Menschen um den Tisch, die vielleicht Ähnliches erlebt haben. Es geht nicht in erster Linie ums Verarbeiten, sondern einfach ums Austauschen. Wer das möchte.»

Ella Ostapchuk ist in einen kreativen Flow gekommen. Ein zweites Bild ist entstanden, ein drittes, Mal ums Mal dreht sie ihre Scheibe an, damit aus Farben Formen werden. Pink und Silber. Blau, Türkis und Schwarz. Eines verläuft ins andere. «Drinnen in mir ist so viel. Ich muss etwas machen, gegen das «so viel». Die Probleme, das negative Denken, die schlechten News – seit vier Jahren schlechte News! Das ist eine lange Zeit der Depression.» Sie fühle sich leichter, wenn sie Kunst gemacht habe. Sie könne besser schlafen in der Nacht. Sie habe aufgehört, an der Nagelhaut zu reissen. Zeigt kurz ihre gesunden Fingernägel. Steckt die Hände wieder in ihre Plastikhandschuhe. Greift neuerlich zu den Farben. ■



Veronika Jehle und Tania Oldenhage in der Alten Kirche Fluntern.

«Ich will sagen können, wir haben versucht, einen Beitrag zu leisten»

Pfarrerin Tania Oldenhage und Veronika Jehle engagierten sich gemeinsam für Geflüchtete. Warum? Ein persönliches Gespräch über die Wurzeln von Betroffenheit.

Von Veronika Jehle (Text) und Ursula Markus (Fotos)

Veronika Jehle: Wie kommt es, dass du dich für Geflüchtete einsetzt?

Tania Oldenhage: Diese Geschichte teilen wir beide miteinander. Du warst Pfarreiseelsorgerin in Zürich-Fluntern, ich Pfarrerin. Im Sommer 2015 war die Flüchtlingskrise stark spürbar wegen des Kriegs in Syrien. Leute in der Kirchgemeinde wollten helfen. Wie war das in der Pfarrei?

Jehle: Zunächst haben wir das nicht so stark gespürt. Dann habt ihr begonnen, Deutschkurse zu organisieren. Wir wollten einen Beitrag leisten und haben die Kinderhüti übernommen.

Oldenhage: Deswegen war es auch so ein schönes Projekt, weil die reformierte und die katholische Kirche und der Quartierverein zusammen etwas auf die Beine gestellt haben.

Jehle: Die Deutschkurse in der Kirche Fluntern laufen bis heute. Warum wolltest du das damals?

Oldenhage: Mir war klar: Wenn ich jetzt nichts mache, dann ist meine Arbeit nicht mehr glaubwürdig.

Jehle: Warum?

Oldenhage: Theologie darf nicht privatisiert in sakralen Gebäuden bleiben. Sie trägt Verantwortung für ethische Fragen in unserer Zeit.



Menschen unterschiedlicher Herkunft lernen miteinander Deutsch – hier bei den Deutschkursen in Fluntern.

Jehle: Es gibt allerdings viele Nöte. Warum ausgerechnet die Arbeit mit geflüchteten Menschen?

Oldenhage: Weil es hier um die Parteinahme für die Schwächsten geht. Bei mir kommt aber noch etwas dazu: Ich war lange Zeit in der Holocaust-Erinnerungsarbeit engagiert.

Jehle: Was hast du da gemacht?

Oldenhage: Ich habe mich in den USA bei einer jüdischen Professorin spezialisiert in Holocaust Studies. Wir haben mit Zeugenberichten gearbeitet, geschrieben, geforscht. Es gab Begegnungen mit Überlebenden. Ich weiss auch um die schwierige Rolle, die die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs hatte, als es darum ging, Geflüchtete aufzunehmen. Zurück in der Schweiz war ich dann Pfarrerin. Im Wissen um die schmerzhafteste Geschichte wollte ich versuchen, meines beizutragen, dass es diesmal einen anderen Umgang mit Geflüchteten gibt.

Jehle: Also geht es darum, aus der Geschichte gelernt zu haben?

Oldenhage: Es war das Gefühl: Wenn wir jetzt nichts machen, dann haben wir nur geredet und geredet und nichts getan. Ich will sagen können, wir haben versucht, einen Beitrag zu leisten. Wie hast du unser Engagement in Fluntern erlebt?

Jehle: In habe es weniger theologisch reflektiert. Ich hatte das Anliegen, zu helfen. Und ich habe das Bedürfnis bei den Leuten im Quartier gespürt, sich zu engagieren.

Oldenhage: Du warst damals ja selbst auch noch nicht lange in der Schweiz.

Jehle: Ja, mir war das Land auf eine Art auch noch fremd. Und dann kommen Menschen aus weit her: in ein Land, das ihnen wahrscheinlich viel fremder ist, als es mir jemals war.

Oldenhage: Was hat dich denn motiviert, dich für Geflüchtete einzusetzen?

Jehle: Es hat zu tun mit den Fluchtgeschichten in meiner Familie. Mein Grossvater und meine Grossmutter mütterlicherseits sind vertrieben worden am Ende des Zweiten Weltkriegs aus der damaligen Tschechoslowakei nach Wien. Das

ist kilometermässig keine grosse Reise, aber dennoch eine tiefgreifende Entwurzelung. Auch in meiner väterlichen Linie gibt es Flucht-, Migrations- und Vertreibungserfahrungen. Gibt es das denn in deiner Familie auch?

Oldenhage: Es ist etwas kompliziert. Einerseits gibt es eine Migrationsgeschichte von der Mutter meiner Mutter. Sie migrierte von Norddeutschland in die Schweiz, und zwar kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Sie hatte in Norddeutschland einen Schweizer kennengelernt und kam dann als Deutsche an den Thunersee. Was mich aber viel stärker bewegt, ist das Wissen, dass meine Familie väterlicherseits sympathisiert hat mit dem Nationalsozialismus.

Jehle: Was heisst das für dich?

Oldenhage: Ich komme aus einer Familie, die verstrickt ist in Täterschaft. Für mich ist das eine lange Geschichte, vom Erkennen, dass es so ist, über die Scham bis zum Realisieren, was das bedeutet.

Jehle: Was bedeutet es?

Oldenhage: Ich bin Bibelwissenschaftlerin und habe mich mit der Gleichnisforschung nach der Shoah auseinandergesetzt. Ich bin auch dem Antijudaismus nachgegangen, der sich nach 1945 über die Gleichnisauslegung verbreitet hat. Später habe ich zu den Passionsgeschichten nach der Shoah geschrieben.

Jehle: Lässt sich das so sagen: Was du während deines Studiums intellektuell erschlossen hattest, dazu bist du dann als Pfarrerin in Fluntern ins Tun gekommen?

Oldenhage: Ja, das passt ganz gut.

Jehle: Gibt es Begebenheiten, die dich angetrieben haben, vom Forschen ins konkrete Engagement zu kommen?

Oldenhage: Ich erinnere mich an eine Kollegin in den USA. Sie kam auch aus Deutschland und wollte sich aus der Täterperspektive mit der Shoah auseinandersetzen, wollte, wie ich, ihre Dissertation angehen. Während der Arbeiten ging sie nach Guatemala in die Menschenrechtsarbeit. Sie kam zurück – und hörte mit der Dissertation auf. Sie sagte, sie könne das nicht: Sie müsse sich sozial engagieren. Und sie entschied sich, aufzuhören mit der akademischen Arbeit.

Jehle: Hat dich ihr Entscheid verunsichert?

Oldenhage: Ja. In mir löste er eine Auseinandersetzung aus über die Rolle von intellektueller Arbeit und ethischem Handeln. Ich habe dann trotzdem meine Diss geschrieben, habe für mehrere Jahre an der Uni unterrichtet, habe habilitiert. Aber die Verunsicherung war da. Darum bin ich dann sehr gern ins Pfarramt gegangen: Ich wusste, nun arbeite ich nicht mehr nur mit dem Kopf.

Jehle: Wurden in deiner Familie Worte gefunden, um über die Zeit des Nationalsozialismus und über die Erfahrungen der Migration zu sprechen?

Oldenhage: Es wurde nicht darüber gesprochen. Mein Grossvater ist 1984 gestorben, ich konnte ihn selbst nie fragen. Ich weiss von meinem Vater, dass er immer wissen wollte, was sein Vater im Krieg gemacht hatte. Mein Grossvater hat nicht darauf geantwortet. Das grosse Schweigen – ein Bild für diese Generation.

Jehle: Wie ist es in deiner Generation?

Oldenhage: Wir haben in der Schule viel zum Zweiten Weltkrieg gelernt, allerdings nichts darüber, was an jenem Ort passiert war, an dem wir zur Schule gingen.

Jehle: Ich habe ebenfalls über den Zweiten Weltkrieg gelernt, aber mehr in Stereotypen: Die Deutschen kamen, dann folgte der Anschluss Österreichs an Deutschland. Dass in Österreich ebenso Täterinnen und Täter waren, dass der Anschluss von grossen Teilen der Bevölkerung begrüsst wurde, dass Hitler ein Österreicher war – das kam, wenn überhaupt, am Rande vor.

Oldenhage: Du hast von deinen Grosseltern mütterlicherseits erzählt, die vertrieben wurden. Haben sie davon erzählt?

Jehle: Meine Grossmutter habe ich nie davon sprechen gehört, sie ist schon verstorben. Mein Grossvater war bei der Flucht zehn Jahre alt. Für ihn scheint sie eher eine «Abenteuergeschichte» zu sein. Soweit ich verstehe, kam er relativ schnell am neuen Ort an. Obwohl sie zunächst in Baracken lebten, hatte er offenbar eine recht schöne Jugend in Wien, hat viel Sport gemacht, eine gute Lehrstelle bekommen und dann bald die Entscheidung getroffen, Österreicher zu werden. Wann immer ich ihn dazu höre, kommt mir eine gute Portion Pragmatismus entgegen.

Oldenhage: Lebt dein Grossvater noch?

Jehle: Ja, er ist jetzt 91. Es ist bei ihm kein «grosses Schweigen». Was er erzählt, wirkt auf mich wie eine Mischung aus kindlich erinnelter Erfahrung und aus Verdrängung von sicher auch viel Schwierigem, das er gesehen haben muss.

Oldenhage: Meinst du, dass sich das noch ändert? Dass er anders über seine Migration oder die Dinge, die dazu geführt haben, sprechen kann?

Jehle: Mein Eindruck wäre: eher nicht. Ich glaube auch tatsächlich, dass die Flucht in seinem emotionalen Erleben keine grosse Rolle spielt.

Jehle: Ermutigst du Geflüchtete, zu sprechen – im Wissen, dass Worte finden auch ermöglichen kann, Traumata zu bearbeiten?

Oldenhage: Das würde ich mir nicht anmassen. Entscheidend ist, dass Menschen mit Fluchterfahrungen für sich selbst reden können, statt dass andere über sie sprechen. ■

Flucht und Trauma



Schreiben und lesen
der Namen von Menschen,
die auf ihrer Flucht ihr
Leben gelassen haben.

—Aktion «Beim Namen nennen»

Sa., 20. Juni 2026,
an Orten in Zürich und Winterthur.

Was die Bibel uns (nicht) sagt
zur Arbeit mit Geflüchteten.
Mitten in Zürich.

—Elsa Lasker-Schüler und
der Flüchtlingssonntag

Impulse für eine
biblische Migrationstheologie.
Tania Oldenhage
TVZ 2025.

Offenes kreatives Gestalten
für alle, mit und
ohne Fluchterfahrung.

—Kunstatelier vom Solinetz Zürich

Jeden Samstag
von 14.00 bis 17.00 Uhr
im GZ Schindlergut.

Woher kommt diese tiefe Wut?

Alex sucht in seiner
Familiengeschichte.

—Verbrenn all meine Briefe

Alex Schulman
Roman, dtv 2022.

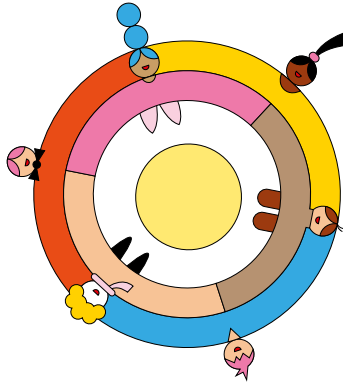
Glauben heute

Der Blick der anderen

Wie oft wird man im Laufe eines Tages wohl angeschaut? Ein flüchtiger Blick bei der Billettkontrolle, ein unwirscher Blick der Sitznachbarin, die Platz machen muss. Im Büro schauen die Kolleginnen je nach Situation freundlich oder ungeduldig. Zuhause verdreht der Teenager die Augen; der Partner oder die Partnerin wiegt es vielleicht mit einem verständnisvollen Blick auf.

Wir Menschen sind körperliche Wesen und als solche dem Blick der anderen ausgesetzt. Manches Mal wären wir wohl lieber unsichtbar, aber das gibt es nur im virtuellen Raum. In der analogen Welt werde ich zwangsläufig von anderen in Augenschein genommen. Hier gehen viele Blicke unter die Haut und wirken sich aus. Manche sind angenehm, richten auf und schaffen Raum zum Dasein-Dürfen. Andere haben formende Kraft, bedrängen oder grenzen gar an Gewalt, zum Beispiel wenn sie im Gegenüber nur ein Objekt der Begierde sehen. Besonders Frauen kennen diese übergriffigen Blicke – meist von Männern – viel zu gut. Mich empört das.

Die Bibel erzählt von Hagar, der Sklavin von Abraham und Sarai. Sie erfuhr die Kraft des Blickes – als positive Erfahrung am eigenen Leib.



Weil Sarai und Abraham zunächst keine Kinder bekommen konnten, sollte Hagar ihnen nützlich sein und einen Stammhalter gebären. Als sie schwanger wird, behandelt Sarai sie so schlecht, dass Hagar in die tödliche Wüste flieht. Dort aber trifft sie auf einen Engel. Er spricht ihr gut zu und verheißt ihrem ungeborenen Sohn Ismael eine grosse Zukunft. Daraufhin ist Hagar bereit, zurückzukehren und ihr Kind auszutragen.

Und sie gibt Gott einen neuen Namen: «Du bist ein Gott, der mich sieht» (Buch Genesis 16,13). Der Gegensatz könnte kaum grösser sein: dort erzwungene Leihmutterschaft und Verachtung – hier Leben und Zukunft.

Hagar erfährt, dass der Blick Gottes tief reicht. Er sieht ihre Würde und stärkt sie. Sein zärtlicher Blick schafft Weite, gerade weil er weder Körper noch Seele bewertet. Und wenn ich versuche, mich selbst einmal mit den Augen Gottes anzuschauen? Gut möglich, dass ich dann manchem fremden Blick gelassener entgegensehen kann.

Jonathan Gardy
Theologe und Jugendseelsorger

Anno Domini

1933–1945: Zwischen Anpassung und Widerstand

Lange Zeit hat Rolf Hochhuths 1963 uraufgeführte Theaterstück «Der Stellvertreter» das Bild der katholischen Kirche während des Nationalsozialismus dominiert: Der Papst habe geschwiegen, um vor allem die Kirche zu schützen.

Heute ist unbestritten, dass es auch in der katholischen Kirche antisemitische Ressentiments gab, und dass die Kirche sich aus Angst vor Repressionen zu wenig mutig gegen die Verfolgung der Juden gewehrt hat. Dieses Bild wird jedoch gleichzeitig differenziert. Die «Gedenkstätte Deutscher Widerstand» hält beispielsweise fest: «Hitlers Befehl vom Herbst 1939, Patienten in Heil- und Pflegeanstalten



zu ermorden, erregt Widerspruch von einzelnen Bischöfen, Geistlichen und Gläubigen. Während des Krieges werden Hunderte von Geistlichen in Konzentrationslagern gefangen gehalten, mit Predigtverboten belegt oder unter Hausarrest gestellt.»

Zu den bekannten Widerständigen aus den Reihen der katholischen Kirche gehörten die Bischöfe Clemens August Graf von Galen und Konrad Graf von Preysing, der Jesuit Rupert Mayer, der Berliner Domprobst Bernhard Lichtenberg und Margarete Sommer (Bild), die unter anderem Berichte über Deportationen und Konzentrationslager sammelte und nach Rom weiterleitete. (bit)

KIRCHENBAU geschichte(n)

mit Prof. Dr. Musca Ecclesiastica →

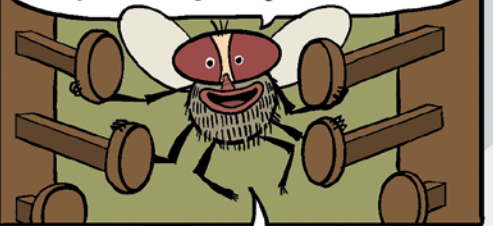


Folge 6:

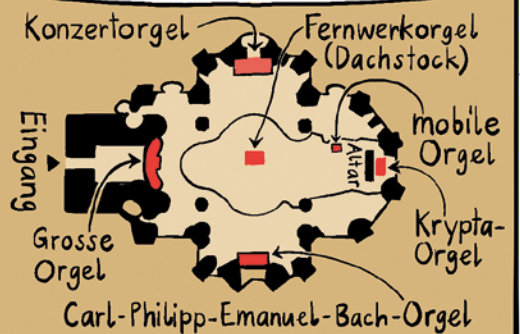
Barock (reformiert)
ca. 1600 – ca. 1750
St. Michaelis, Hamburg
Bauzeit: 1751–1786

Quiz: www.forum-dossier.ch/Kirchenbau

1 Bei der Innenausstattung dieser Kirche wurden alle Register gezogen!



2 Sie beherbergt nicht eine, sondern gleich 6 Orgeln!



... das Brummen einer Fliege...!

Hini!

5 Und wenn es ganz still ist, ...
... hört man sogar ...



4 Töne aus 11'000 Pfeifen!

Plus Glockenspiel, ...



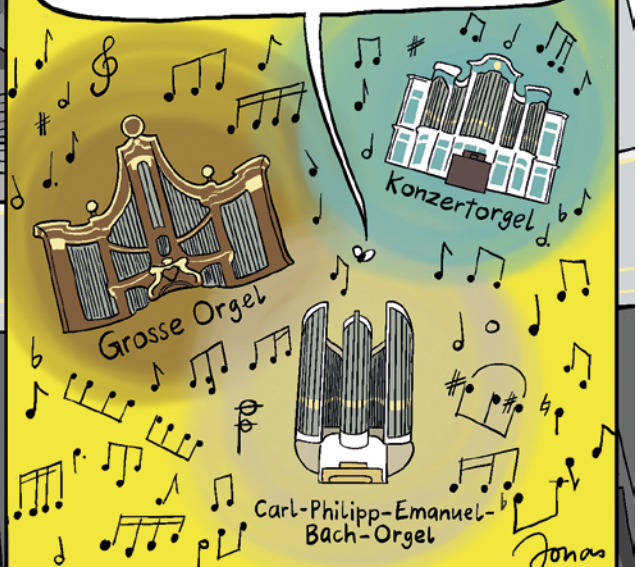
...Nachtigall-gezwitscher, ...



...und Regen-geräusche!



Ein Surround-Sound-System der Sonderklasse!



Karoline Schreiber, 56, Künstlerin

Kommt Kunst von Können?

Nicht, wenn ich an die Kunst des 20. Jahrhunderts denke. Gerade sie ist reich an Positionen, die sich dem Imperativ makelloser Vollendung bewusst verweigern. Das Fehlerhafte, Brüchige und Unabgeschlossene besitzt für mich eine eigene ästhetische Wahrheit. Gleichzeitig bewundere ich die technische Souveränität eines Caravaggio. Vielleicht liegt die Spannung der Kunst gerade darin, dass sie ihre Kraft sowohl aus vollendeter Beherrschung als auch aus deren bewusster Irritation beziehen kann.

Was kann Kunst?

Ich habe oft darüber nachgedacht während meiner aktuellen Arbeit in einem Untersuchungsgefängnis, wo ich fünf grossflächige Wandbilder gemalt habe. Neben vielem anderen kann Kunst Hoffnung geben und Trost spenden, indem sie Räume eröffnet, in denen wir in andere Welten eintauchen können.

Haben Sie die Gefängnisbilder mit der Absicht gemalt, Trost zu spenden?

Ich habe in meinen Werken einen Hang zu düsteren Themen und finde es spannend, mich mit Abgründen zu beschäftigen und die dunklen Seiten unserer menschlichen Existenz zu



zeigen. Mit diesem Ansatz bin ich auch an das Gefängnisprojekt herangegangen. Je länger, je mehr schien mir das aber unpassend. Was weiss ich von den Menschen, die in diesem Gefängnis sind? Tatsache ist, dass Bilder wirken. In einem Gefängnis umso mehr, weil das eine reizarme Umgebung ist. Insofern habe ich da als Künstlerin auch eine Verantwortung gespürt.

Glauben Sie an eine Geis-

kraft, die inspiriert und vielleicht sogar heilig ist?

Daran glaube ich stark. Bei mir zu Hause hängen viele Werke von anderen Kunstschaffenden. Sie tragen jeden Tag genau diese Kraft in mein Leben. Sie beseelen es und spenden mir Freude. Das ist eine spirituelle Sache.

Schaffen Sie manchmal Kunst nur für sich selbst?

Ja, oft. Meine Skizzenbücher, mit denen ich 2006 begonnen habe, sind aus der reinen Freude am Zeichnen entstanden und dienen mir heute als Bildarchiv, aus dem ich schöpfe.

Wer soll Ihre Kunst nicht anschauen?

Da kommt mir niemand in den Sinn. Die Kunst zieht da keine Grenzen. (eme)

Kleines Glück

Wildnis vor den Toren der Stadt

Bären, Wölfe, Luchse und Wildschweine, ein werdender Urwald und ein faszinierendes Müsli-Hüsli, wo hinter Glasscheiben Hausmäuse zusammen mit Wanderratten und Siebenschläfern in einer guten Stube ihr Unwesen treiben – das alles und viel mehr bietet der Tierpark Langenberg. Entlang der grossen Gehege, mit Restaurant und Spielplatz, kann man locker einen Tag verbringen.

Zum «Wildnispark Zürich» gehört aber noch der ganze, sich selbst überlassene Sihlwald, der auf einem weitläufigen Wegnetz von über 72 Kilometern erkundet werden kann. Im Besucherzentrum gibt es in einer Ausstellung mit Buchladen viel über die Wildnis und die Tiere zu er-

fahren, ein Spielplatz mit Brätelgelegenheit fehlt nicht, die nahe Sihl verspricht Abkühlung. (bl)

Tierpark Langenberg:

Die meisten Tieranlagen sind jederzeit frei zugänglich.

Tierhäuser: täglich 9.00–19.00 Uhr.

Sihlwald: jederzeit frei zugänglich.

Besucherzentrum: 29. März bis 25. Oktober,
Fr./Sa./So./Feiertage: 13.00–17.00 Uhr

Gute Erreichbarkeit mit der Sihltalbahn.

Parkplätze mit Tagespauschale.

www.wildnispark.ch





Pinguine gibt es auch in Nigeria

«Kirche Kunterbunt» ist ein ökumenisches Konzept von fröhlicher Kirchengemeinschaft für Familien. Eindrücke aus St. Marien Winterthur und Guthirt Zürich.

Von Karina Kreuzer

«Ekuarum» – «Guten Morgen!» An diesem Sonntag laden die Gemeindeführenden von St. Marien in Oberwinterthur zu einer Begegnung mit Afrika ein. Land und Motto des Weltgebetstags vom März 2026 bieten eine schöne Gelegenheit, Evangelium und Vielfalt miteinander zu verbinden: «Kommt! Bringt eure Last – Wir reisen nach Nigeria.»

Über zehn «Kirche Kunterbunt»-Anlässe haben in Winterthur bereits stattgefunden. In Guthirt Zürich ist das Gottesdienstprojekt im letzten Dezember gestartet und findet bereits grossen Anklang. Schon der Name klingt nach Kreativität und fröhlichem Durcheinander. Doch hinter diesem lebendigen religionspädagogischen Familienangebot steckt weit mehr als nur Trubel: Hier soll Glaube erlebbar werden, Gemeinschaft wachsen und vor allem Freude entstehen. Astrid Knipping, Seelsorgerin im Winterthurer Team, sagt: «Es ist ein sehr gut organisiertes und durchdachtes Kunterbunt.»

Das gelingt dank guter Zusammenarbeit. Fünf Winterthurer Pfarreien bilden ein engagiertes Team aus Gemeindeführenden, Seelsorgenden, Katechetinnen sowie einer vielfältigen Gruppe von Freiwilligen. In Guthirt ist es ein Team von Freiwilligen rund um die ebenfalls freiwillig engagierte Cathrin Hosenfeld.

Zum Winterthurer Team gehört Samuel, der im Rollstuhl unterwegs ist und die Teilnehmenden mit grosser Herzlichkeit empfängt. Oder Frozan und ihre muslimische Familie sowie Jugendliche der Jubla Oberwinterthur.

Die meisten Kinder steuern sofort die kreativen Stationen an – das Kissen-Batiken, die interaktive Geschichte «Meins und Deins» oder die Chill-Oase. Einige Eltern treffen sich derweil im Worldcafé. «Wir sind dann weg, tschüss Papa!», ruft ein Mädchen lachend und winkt. Draussen wartet eine kleine Challenge: Peter Koller, Gemeindeführer von St. Urban, fordert die Kinder auf, mit einem Stock auf der Schulter möglichst viel Gewicht zu tragen und damit zu laufen. «Odabu!» – «Danke vielmals!» Die Botschaft wird greifbar: Niemand muss seine Last allein tragen.

Auch das Wissen wird getestet: Was ist das «schwarze Gold»? Ob auch die Knete, mit der wilde Tiere gebastelt werden, aus Erdöl hergestellt wird? Gross und Klein formen Elefanten, Flamingos, Schlangen – und ja, sogar Pinguine –, ob sie nun zu Nigeria gehören oder nicht.

Als Trommeln erklingen, ist es Zeit für die Feier, kurz vor dem gemeinsamen Mittagessen. Alle kehren in die Kirche zurück. Lieder, kurze Gebete und Gedanken vertiefen das Thema des Tages: Wenn das Herz schwer wird, hilft Gott, die Last zu tragen.

– **«Kirche Kunterbunt»**
wird in der Schweiz in verschiedenen reformierten und katholischen Kirchengemeinden umgesetzt. Sie ist Teil der «fresh expressions of church», die in der anglikanischen Kirche entstanden sind.
www.kirche-kunterbunt.de

Das Experiment «Amerika»

250 Jahre Unabhängigkeitserklärung der
Vereinigten Staaten erinnert auch
daran, dass der damals entworfene Anspruch
ein ständiges «project in progress» ist.

Kolumne von Elisabeth Bronfen

Am 4. Juli wird nicht die amerikanische Verfassung gefeiert, sondern die Unabhängigkeitserklärung. Daraus ist der Satz berühmt: «Wir halten diese Wahrheit für selbstverständlich, dass alle Menschen (men) gleich erschaffen worden sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, dass zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören.» Der Ursprung der Proklamation ist jedoch eine Selbstrechtfertigung. Ein Jahr nachdem ein bewaffneter Konflikt zwischen den amerikanischen Kolonisten und Grossbritannien ausgebrochen war, werden die Gründe dargelegt, warum die dreizehn Staaten jegliche politische Abhängigkeit auflösen wollen.

Die Proklamation kommt einem Scheidungsantrag gleich. Sie liefert nicht nur eine Begründung für den Krieg. Sie konstatiert auch: Ein Frieden ist erst denkbar, wenn Grossbritannien und die amerikanischen Staaten sich unwiderrufbar voneinander trennen. Die Unabhängigkeitserklärung vollzieht diese Loslösung. Für die Mitglieder des Continental Congress kann es keine Rückkehr zur Krone geben

Es wird weitere sieben Jahre unerbittlichen Kampfes benötigen, bevor das englische Parlament mit dem Friedensvertrag auch der Gründung der amerikanischen Nation zustimmt. Die Amerikanische Revolution ist damit der erste erfolgreiche Aufstand gegen eine koloniale Herrschaft in der modernen Geschichte Europas. Den König nicht mehr als Souverän anzuerkennen, weil es das Recht und die Pflicht der Patrioten war, Tyrannei abzuschütteln, das war laut Jefferson der Ausdruck schlechthin für den amerikanischen Geist. Inwieweit dieser 250 Jahre später noch nachwirkt, bleibt eine brisante Frage.

Umstritten bleibt beispielsweise der Gründungsakt selbst. Es gibt John Trumbulls berühmtes Gemälde, auf dem jene

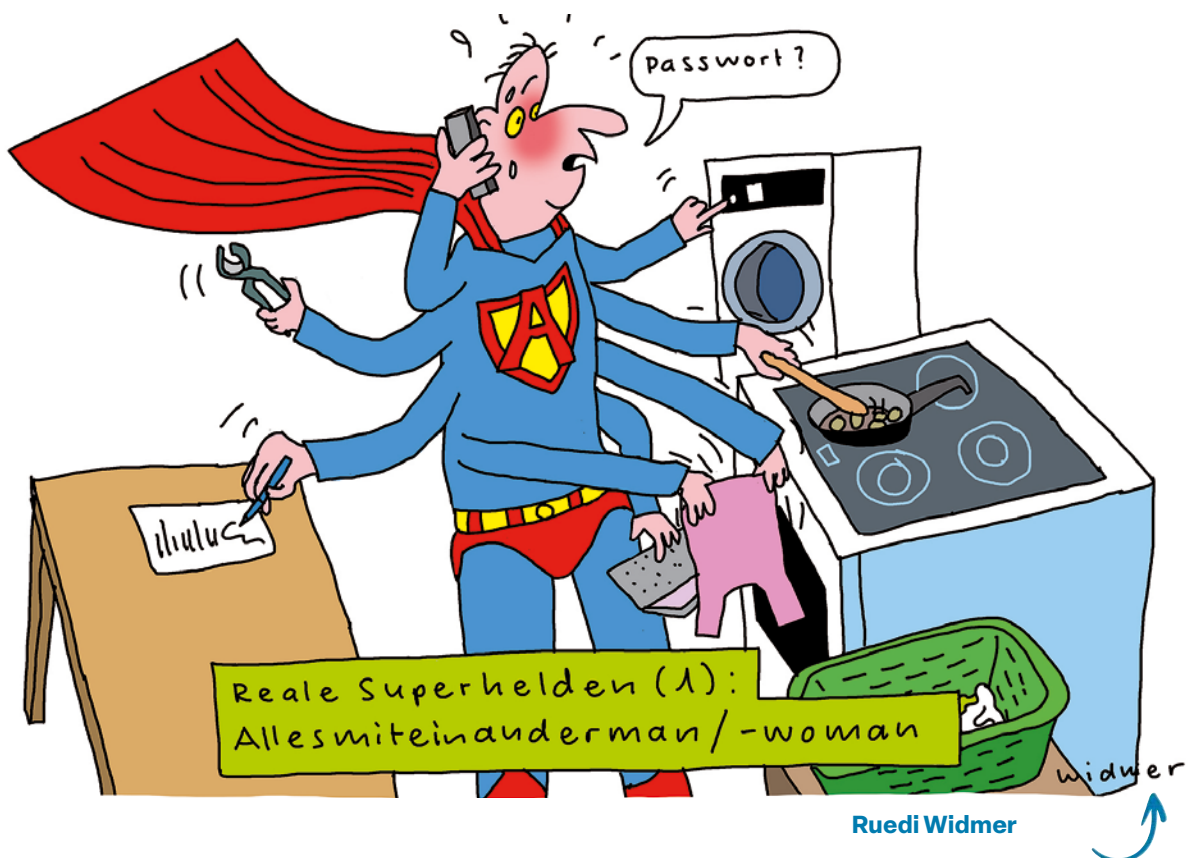


Elisabeth Bronfen
war von 1993 bis 2023
Professorin für
«English and American
Studies» an der Universität
Zürich. Sie war unter
anderem Fellow in Harvard
und Princeton und Gast-
professorin in Berkeley und
an der Columbia. Sie
lebt in Zürich.

fünf Männer, die die Unabhängigkeitserklärung entworfen haben, diese dem Continental Congress vorstellen. Es fehlen nicht nur die Frauen. Auch die Indigenen sind nicht zu sehen, denen im Zuge der Revolution immer mehr Land gestohlen wird. Noch wird ersichtlich, dass einige der Unterzeichner Besitzer von Sklaven waren. Die würdevolle Stimmung des ikonischen Gemäldes blendet auch das furchterliche Gemetzel aus, das sich die Patrioten und die Loyalisten bereits im ersten Kriegsjahr lieferten. Das Jubiläum, das in diesem Jahr gefeiert wird, lenkt zwar einmal mehr die Aufmerksamkeit darauf, dass Amerika einen mythischen Anfang hatte. Doch die Idee, eine neue, ganz andere Welt zu gründen, war nicht nur ohne Vorbild, sie ist auch aus der Gewalt hervorgegangen.

Der amerikanische Philosoph Stanley Cavell bietet dafür ein griffiges Denkbild: Bevor es das moderne Frankreich und England gab, gab es bereits Frankreich und England; aber bevor es Amerika gab, gab es kein Amerika.

Es gründete sich auf einer Idee, die in einem Kampf gegen Aussenstehende verwirklicht wurde. Der Streitpunkt waren nicht Reformen, sondern der Wunsch, selbstbestimmt zu sein. Dieser Punkt ist bis heute nicht geklärt. Denn das fantastische Versprechen einer Neugründung birgt in sich keine Sicherheit des Überlebens. Mit dem Verkünden einer Geburtsstunde der Nation konnten die Gründungsväter weder die Existenz noch das Fortbestehen der Vereinigten Staaten für selbstverständlich halten. Die diesjährige Feier mag von einer Verunsicherung des nationalen Selbstvertrauens und dem Gefühl einer inneren Spaltung begleitet sein. Eben deshalb gilt es an die ständige Herausforderung des amerikanischen Experiments zu erinnern. Die Nation zu sein, die die Unabhängigkeitserklärung verkündet, bleibt, was es immer war: Ein noch zu erfüllendes Projekt.



Widmer & Binotto fragen sich

Warum geraten wir immer vom Regen in die Traufe?

Thomas Binotto

Es ist ein verdammtes Naturgesetz, das garantiert zuschlägt, wenn ich mit einem perfekt durchgetakteten Tag zum Schlag gegen mein Chaos aushole. Morgen wird alles reinpassen: Liebevoller Vater. Zwei Hammer-Texte aus dem Ärmel geschüttelt. Achtsamer Kollege. Drei Visionen auf das Magicboard gezaubert. Einfühlsamer Partner. Mailbox paletti. Tiefenentspannter Kumpel. Todo tippitoppi!

Es wird Abend und es wird Morgen ... und der beginnt mit einem nicht eingeplanten Pfnüsel. Augenblicklich übernimmt das Naturgesetz und knallt Katastrophe um Katastrophe in meinen vollkommenen Tag, obwohl ich diesen so fugenfrei abgefüllt habe, dass selbst die klitzekleinste Störung keinen Platz mehr finden soll. Das ist dem Naturgesetz aber völlig egal. In der Znünipause stehe ich wie Noah in der steigenden Flut. Mittags seufze ich wie Hiob. In der Mittagshitze bricht die Götterdämmerung über mich herein. Und ab dem Espresso hadere ich wie Jona mit Gott und allem, was der je erschaffen hat.

Dass es die Alchemisten wahrscheinlich nicht hinkriegen werden, aus Dreck Gold zu machen, ist mir klar. Dass der Jackpot im Lotto nicht für mich bestimmt ist, habe ich akzeptiert. Dass der Marathon-Weltrekord allmählich ausser Reichweite gerät, damit habe ich mich abgefunden. Aber dass ich nun auch noch den Glauben aufgeben muss, dass mich perfektes Zeitmanagement auf ein neues Multitasking-Level upgradet, das ist hart.

Immerhin bin ich noch Meister im Multitasking-Slapstick: Während ich meinen Morgenkaffee trinke, räume ich die liegen gebliebene Schallplatte weg, das Smartphone zwischen Kinn und Schulter geklemmt, die frischen Klamotten über die Schulter geworfen. Das Smartphone fällt, ich lindere mit dem Fuss den Aufprall, schüttele mir dabei den Kaffee über die Beine, gerate ins Stolpern, bleibe mit den Klamotten am Türgriff hängen, und das Letzte, was ich noch mitkriege, ist der traurige Klang einer Schallplatte, die in tausend Stücke zersplittert.

«Einen Kirchenraum zu gestalten, ist unser Traum»

Kaba Rössler und Nadine Schneider haben gemeinsam weit über hundert Ausstellungen konzipiert. Nun ist das von ihnen neu gestaltete «Museum Henry Dunant» in Heiden für den Europäischen Museumspreis nominiert.

Von Thomas Binotto (Text) und Christoph Wider (Porträt)

Kaba Rössler und Nadine Schneider, die unter dem Namen «imachine» Ausstellungen konzipieren und Museen beraten, haben sich als Treffpunkt irgendeiner Kirche gewünscht. Deshalb stehen wir nun in der Guthirt-Kirche in Zürich-Wipkingen. Sofort beginnen sich die beiden über diesen Raum auszutauschen. Sie brauchen keinen Startschuss fürs Gespräch. Zunächst steht jedoch das Porträtbild an. Und deshalb muss auch die Frage warten, weshalb wir uns ausgerechnet in einer Kirche treffen.

Wann ist eine Ausstellung gelungen?

Kaba Rössler: Wenn sie mich berührt und ich Lust habe, sie anderen Menschen ans Herz zu legen.

Nadine Schneider: Und wenn sie mich zum Weiterdenken anregt.

Und wann verfehlt sie ihr Ziel?

Schneider: Wenn sie überinszeniert ist und mir vorschreiben will, wie ich die Geschichte und die Objekte zu lesen habe. Schwierig finde ich auch, wenn die Kuration ihr Fachwissen demonstrieren will und dabei völlig unverständliche Texte produziert. Manchmal lesen wir die Beschreibungen in einfacher Sprache und denken uns: Weshalb belastet ihr es nicht einfach bei diesem Text?

Rössler: Einen «richtigen» Text und einen in einfacher Sprache anzubringen, ist schon wieder eine Diskriminierung. Diese Unterscheidung braucht es gar nicht.

Was lieben Sie am Gestalten von Museen und Ausstellungen?

Rössler: Ich liebe es, immer wieder in andere und neue Welten einzutauchen.

Schneider: Und dabei danach zu suchen, was uns als Menschen verbindet. Es geht letztlich darum, jene Dinge zu entdecken, die unsere menschliche Existenz ausmachen.

Rössler: In diesem Sinne haben Museen eine ganz ähnliche Funktion wie Kirchen.

Wie ist es zu Ihrer Zusammenarbeit gekommen?

Rössler: Nach zwölf Jahren als Leiterin des Stadtmuseums Aarau war mir klar, dass ich eine solche Chefposition nicht mehr haben will. Es ist unglaublich befruchtend, mit Nadine ein Gegenüber auf Augenhöhe zu haben. 1+1 gibt eben viel mehr als 2.

Schneider: Wir haben uns in Aarau kennengelernt, wo ich das Forum Schlossplatz geleitet habe. 2019 haben wir gemeinsam die Leitung und Neukonzipierung des Dunant-Museums in Heiden übernommen. Wir verstehen uns fast blind. Und wir ergänzen uns perfekt. Ich bin beispielsweise eher detailversessen, während Kaba immer den Gesamtüberblick bewahrt.

Rössler: Wenn wir einen Raum neugestalten müssen, schätze ich nach einer Viertelstunde den finanziellen Aufwand...

Schneider: ...ich will es dann ganz genau wissen und mache ein Detailbudget. Am Ende kommen wir meist auf den gleichen Betrag.

Ausstellungen werden mit immer mehr technischem Aufwand gestaltet. Was halten Sie davon?

Schneider: Ich halte es für kurzsichtig, wenn neue Medien nur deshalb eingesetzt werden, weil man damit ein junges Publikum gewinnen möchte. Die Überlegung muss immer sein, welches Medium in welchem Moment wirklich ein Gewinn ist. Wenn Menschen mit ihren Audioguides wie ferngesteuert durchs Museum wandeln und eine Ausstellung die Hektik eines Supermarkts verbreitet, dann finden weder Dialog noch Vertiefung statt. Eigentlich müsste es in Ausstellungen eine Geschwindigkeitsbegrenzung geben.

Kaba Rössler (links) und Nadine Schneider (rechts) entdecken gemeinsam den Kirchenraum in Guthirt.





Für diesen Raum im Dunant-Museum haben sich Kaba Rössler und Nadine Schneider von Kirchenräumen inspirieren lassen.

Rössler: Immersion ist wichtig, aber sie entsteht nicht einfach durch viel Technik und 360°-Berieselung. Immersion geschieht, wenn wir eintauchen. Dafür reicht manchmal ein gut gewähltes Objekt und ein kurzer, prägnanter Text.

Sie besuchen leidenschaftlich gerne Kirchenräume. Weshalb?

Rössler: Kirchen sind ein öffentlicher Raum, der kommerzfrei ist – und oft voll von Geschichten. Jede Kirche hat ihre eigene Atmosphäre. Und wenn ich mich darauf einlasse, kann ich viel entdecken.

Schneider: Ich mag die Stille. Und ich mag es, die Akustik zu erproben. Ganz grundsätzlich mag ich die Kirche als Raum, der Raum bietet.

Rössler: Kirchenräume können allerdings auch zu gross sein und mich erdrücken. Dann nehmen Demut und Ohnmacht überhand, und ich fühle mich wahnsinnig klein.

Schneider: Auch das Mobiliar macht viel aus. Es sollte nicht wegfressen, was der Raum an Ruhe und Konzentration anbietet. Es gibt leider viele Kirchen mit unglaublich schlechter Möblierung, welche die ganze Energie vernichten.

Rössler: Das Aushalten von Leere und die Gestaltung eines offenen Raumes brauchen Mut. Viele ertragen das nicht und beginnen den Raum mit Dingen zu dekorieren, die nichts mit dem Ort zu tun haben und nur stören.

Schneider: Die Gemeinschaft muss die Gestaltung prägen, nicht die Dekoration.

Wie geht es Ihnen hier in der Guthirt-Kirche?

Rössler: Ich muss mich angewöhnen. Ich kenne die Kirche zwar, aber in meiner Erinnerung habe ich sie nicht als besonders schön abgespeichert. Aber jetzt entdecke ich ihre Qualität, eine Stimmigkeit, in der ich mich wohlfühle, obwohl es auch hier Elemente gibt, die ich schrecklich finde. Einige der 70er-Jahre-Kunstobjekte bräuchte ich nicht.

Schneider: Modernistische Bauten gefallen mir grundsätzlich besser. Aber dieser Raum schafft es, dass ich darin zur Ruhe kommen kann und plötzlich faszinierende Details entdecke, beispielsweise in der sehr reduzierten Gestaltung der Fenster.

Das Aushalten von Leere und die Gestaltung eines offenen Raumes brauchen Mut.

Rössler: Jetzt kommt gerade eine junge Frau rein, zündet eine Kerze an und setzt sich hin. Für sie funktioniert der Raum offenbar. Das freut mich!

Sind Sie noch nie in Versuchung geraten, einen Kirchenraum zu inszenieren?

Schneider: Einen Kirchenraum zu gestalten, ist unser grosser Traum. Wenn wir in eine Kirche kommen, räumen wir sie gedanklich immer aus und inszenieren den Raum neu. Rössler: Mich würde vor allem eine Kirche reizen, die neu oder anders genutzt werden soll. Ich würde nicht einfach die Kirche «wegmachen» und nur noch Café, Büro oder Wohnungen einbauen. Ich fände es spannend und richtig, wenn man zwischen verschiedenen Funktionen switchen könnte.

Sie haben das Dunant-Museum in Heiden komplett neu konzipiert. Wenn man jetzt das Museum verlässt, hat man Henry Dunant als Menschen erlebt, der auch Schattenseiten hatte. Wie ist es dazu gekommen?

Rössler: Es war völlig klar, dass wir auch die schwierigen Seiten von Henry Dunant beleuchten müssen, ohne dabei jedoch in ein Bashing zu verfallen. Wir wollen ihn im historischen Kontext zeigen und ihn gleichzeitig in eine Beziehung zur Gegenwart stellen. Die Geschichte einer gebrochenen Figur zu erzählen und nicht die eines strahlenden Helden, ist zudem viel interessanter. Dunant war beispielsweise lange ein Kolonialist. Aber er hat in seinem Leben immerhin eine Entwicklung durchgemacht und wurde später zum überzeugten Anti-Kolonialisten. Diesen Weg gilt es wertzuschätzen.

Schneider: Wir hatten schon ein wenig Angst, dass Dunant-Fans ablehnend reagieren könnten. Glücklicherweise haben wir dann vor allem begeisterte Rückmeldungen erhalten, sicher auch, weil wir Dunant differenziert darstellen. Uns freut es besonders, dass das neue Museum sowohl beim Bauer vom Nachbardorf als auch bei der ETH-Professorin gut ankommt.

Rössler: Meist sind Menschen zu zweit oder in Gruppen im Museum. Deshalb ist es mitentscheidend, dass sie nicht zugetextet oder medial abgeschirmt werden, weil dann kein Dialog mehr möglich ist. Ohne Dialog, ohne Auseinandersetzung verfehlt eine Ausstellung ihr Ziel.

Schneider: Es muss Interaktion möglich sein, auch bei Führungen. Es ist eine hohe Kunst, aus einem Objekt heraus ein Gespräch entstehen zu lassen. Auch das Personal am Empfang muss dafür gut geschult sein.

Fiel der Abschied vom alten Museum schwer?

Schneider: Vorher war das Museum überstellt mit Objekten. Es hat manchen Freunden des alten Museums wehgetan, dass sie von einem Grossteil dieser Objekte Abschied nehmen und sich auf ein Minimum beschränken mussten.

Rössler: Es gab aber auch eine Menge an Objekten, die gar nicht echt waren. Im inszenierten Arbeitszimmer Dunants beispielsweise war eine Brille ausgelegt, die gar nicht seine war. Und der Schreibtisch gehörte ihm ebenfalls nicht. Ausser dem Schal war nichts von Dunant. Diesen Schal zeigen wir auch in der neuen Ausstellung. Alles andere haben wir rausgestellt. Wir hatten zum Glück eine

sehr strenge Szenografin, die uns immer wieder herausgefordert hat: «Ihr wollt zwölf Objekte ausstellen? – Das ist zu viel! – Fünf könnt ihr nehmen.»

Museen müssen auch finanziert werden ...

Rössler: Für einen Umbau oder eine neue Dauerausstellung Geld zu finden, ist nicht das grösste Problem. Der Aufwand für den laufenden Betrieb wird hingegen fast immer unterschätzt. Dafür müssen Strukturen angepasst werden und auch kontinuierlich fliessende Geldmittel zur Verfügung stehen.

Schneider: Das zeigt sich aktuell gerade beim Kunsthaus in Zürich, wo beim Chipperfield-Bau ebenfalls die laufenden Betriebskosten unterschätzt wurden.

Rössler: Und wenn es dann heisst: «Nehmt dafür doch Freiwillige!», dann ist das viel zu kurz gedacht. Ich erkläre es jeweils so: Wer meldet sich für Freiwilligenarbeit und erwartet dann, dass er oder sie die WC-Anlagen putzt?

Schneider: Museen sollten wie Schulen behandelt werden, als Einrichtungen des Service public.

Und weshalb braucht es Museen?

Schneider: Museen gehören zur Basis einer demokratischen Gesellschaft. Wenn es nicht mehr möglich ist, sich in einem offenen, nicht kommerziellen Raum über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auszutauschen, dann wird unsere Gesellschaft auseinanderbrechen.

Rössler: Museen sind ein Ort, wo wir innehalten und reflektieren können und wo wir mit anderen Positionen konfrontiert und angestossen werden, neue Perspektiven einzunehmen, für einen Austausch über Grenzen hinweg. Schneider: Darauf zielt der gesamte Museumsbetrieb ab: Sammeln, Bewahren, Forschen, Zeigen und Vermitteln.

Rössler: Im geschützten Raum des Museums müssen Werte, die für eine demokratische Gesellschaft wichtig sind, verhandelt werden können, denn diese Werte sind ja nicht ein für alle Mal gesetzt.

Was hat Sie all die Jahre hindurch als Ausstellungsmacherinnen angetrieben?

Schneider: Dass ich mich profund mit verschiedenen Themen auseinandersetzen kann, dass ich Menschen aus allen Disziplinen begegne und mit ihnen eine Vision realisieren darf, das ist für mich immer noch das Grösste.

Rössler: Die Arbeit im Team. Ein Museum macht man nie allein, es entsteht nur durch das Zusammenspiel von vielen Menschen und Fähigkeiten.

Europäischer Museumspreis 2026

Das «Museum Henry Dunant» in Heiden ist als eines von insgesamt 34 Museen für den «European Museum of the Year Award» nominiert. Kaba Rössler und Nadine Schneider haben das Museum von 2019 bis 2025 völlig neu konzipiert und es auch geleitet.

www.dunant-museum.ch
www.imachine.ch



Kirche zeigt sich

Zuerst im Kino, auf Plakaten und in den sozialen Medien,
nun gross mit Blachen an kirchlichen Gebäuden:
Die Kampagne «miteinander – füreinander» bringt das
Engagement der Kirche in die Öffentlichkeit.

Von **Beatrix Ledergerber-Baumer**

Nur 15 Prozent der Bevölkerung nehmen die katholische Kirche positiv wahr, 27 Prozent der Mitglieder liebäugeln mit dem Austritt. Dies zeigt die Sotomo-Studie, die 2025 von der Katholischen Kirche im Kanton Zürich in Auftrag gegeben wurde. Deutlich wird aber auch: grosse Teile der Bevölkerung schätzen Seelsorge und Begleitung in schweren Momenten, soziales Engagement und die Pflege von Gemeinschaft und Tradition. Genau das trägt die mit der Agentur «David Schärer Studio» entwickelte Reputationskampagne in die Öffentlichkeit.

«Schon die Bibel sagt: man soll seine Talente nicht vergraben», betont Synodalratspräsident Raphael Meyer. «Ich finde es wichtig, dass wir uns als Kirche nicht verstecken, sondern unser positives Engagement zeigen und die Botschaft des Evangeliums weitertragen – und auch etwas in diese Verkündigung investieren.» Rund 500 000 Franken kostete die Kampagne: dazu gehört die Umfrage von 2025, das Entwickeln und Ausspielen der Kampagne sowie die noch ausstehende Nachbefragung. «Wir haben mit verhältnismässig wenig Geld viel rausgeholt», ist Agentur-Leiter David Schärer überzeugt. «Das war möglich dank der hohen Motivation von Regisseur Ferdinand Stöckel. Er war Feuer und Flamme für das Projekt. Und es war möglich dank der guten Laiendarstellerinnen und -darsteller, die uns die Kirche zugespielt hat!» Er habe noch nie so talentierte Laien mit so

viel Spielfreude und Disziplin vor der Kamera gesehen. So sei mit dem eher knappen Budget die aufwendige Video-Produktion mit mehreren Szenen, Standorten und der fürs Kino notwendigen hohen Qualität möglich gewesen. Lässt sich das Image der Kirche mit einer Kampagne verbessern? Die tiefer liegenden Gründe für die Abwendung von der Kirche werden weder angesprochen, noch können sie dadurch verändert werden: Missbrauchsskandale, fehlende Gleichstellung, hierarchische Strukturen. «Missbrauch muss konsequent aufgeklärt werden und es muss alles getan werden, um den Betroffenen Gerechtigkeit und Anerkennung ihres Leidens zuteilwerden zu lassen», sagt Kommunikationsleiter Simon Spengler. Vor dem Hintergrund dieser kriminellen Handlungen gehe jedoch das Engagement von Hunderten von Menschen vergessen. «Wenn wir mit der Kampagne daran erinnern können, welchen gesellschaftlichen Mehrwert die katholische Kirche täglich schafft, dann haben wir schon viel erreicht», ist er überzeugt. Das unterstreicht auch Generalvikar Luis Varandas: «Gelebte Kirche ist Gottesdienst und Dienst an den Menschen, das wird im kurzen Film sehr eindrücklich und emotional dargestellt.» Die Kampagne zeige nur einen kleinen Ausschnitt von der grossen kirchlichen Gemeinschaft, aber sie könne als Einladung dienen, «auf diese Gemeinschaft zuzugehen und ins Gespräch zu kommen».

Rückblick

5. April

«Miteinander – füreinander»

An Ostern startete die Reputationskampagne der Katholischen Kirche im Kanton Zürich. Unter dem Motto «miteinander – füreinander» wird das Engagement der Kirche im sozialen Bereich ins Licht der Öffentlichkeit gerückt. Dies mit Plakaten, einem Imagefilm, der in verschiedenen Kinos läuft, und starker Präsenz in den Sozialen Medien.

14. April

Jesuiten zeigen Präsenz

Auf der neuen Website der Schweizer Jesuiten www.jesuiten.ch werden erstmals sämtliche Angebote der Ordensgemeinschaft gebündelt, sichtbar gemacht und miteinander vernetzt: Exerzitienarbeit, Bildungsangebote und Initiativen der jesuitischen Hilfswerke. Sie richtet sich an alle, die an spirituellen und Bildungsangeboten interessiert sind, und bietet zudem spezielle Programme für junge Menschen an den Universitäts- und Hochschulgemeinden.

20. April

500 Jahre Wiederaufblühen

Im Jahre 1526 stand das Kloster Einsiedeln kurz vor dem Aus: Die Gemeinschaft war auf einen einzigen Mönch zusammengeschrumpft, den 86-jährigen Abt. Dass es trotzdem weiterging, feiert das Kloster ab dem 20. April in einem vielfältig gestalteten Jubiläumsjahr, unter anderem mit einer Ausstellung.

21. April

Mentoring-Programm für Führungsfrauen

«Frauen sind in kirchlichen Leitungsaufgaben unterrepräsentiert», halten die Verantwortlichen der Bistümer Basel und St. Gallen in einer gemeinsamen Medienmitteilung fest. Sie führen daher im Herbst dieses Jahres ein Mentoring-Programm

für Frauen ein. Damit soll die Rolle der Frau in der Kirche gestärkt und «die männlich geprägte Organisationskultur überdacht und weiterentwickelt» werden. Im Bistum Chur ist eine Beteiligung am Programm aktuell noch in Abklärung.

23. April

Katholischer Medienpreis vergeben

Der diesjährige Hauptpreis geht an Simon Christen für einen SRF-Dokumentarfilm über unerklärliche Heilungen, Krankheit und Tod. Anne-Sylvie Sprenger und Lucas Vuilleumier wurden für ihre vierteilige Serie «Demandez l’pardon!» (Vergebung) in La Liberté und Le Courier und Alessandro Tini und Antonia Marsetti (RSI) für den Radiobeitrag «Parrocchie in transizione» (Pfarreien im Wandel) ausgezeichnet. Von Der Katholische Medienpreis wird jährlich vergeben für Beiträge, die christliche Werte fördern, über das kirchliche Leben berichten oder soziale Verantwortung thematisieren und ist mit insgesamt 4000 Franken dotiert.

24. bis 30. April

Bischof Bonnemain pilgert nach Lourdes

1000 Pilgerinnen und Pilger aus der Schweiz nehmen an der Jubiläumspilgerfahrt nach Lourdes teil. Zum 130. Mal wird diese vom Verein Interdiözesane Lourdeswallfahrt durchgeführt, im Auftrag der Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen. Besonderes Geburtstagsgeschenk: Bischof Joseph Maria Bonnemain, selber Arzt, pilgert mit.

26. April

Generationenwechsel

Nach 15 Jahren an der Spitze von IRAS COTIS, der Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz, tritt Präsidentin Rifa’at Lenzin zu-

rück. Mit Abduselam Halilovic folgt ihr im Präsidium ein Vertreter der jüngeren Generation, der den interreligiösen Dialog weiter stärken und die Organisation aktualisieren will. Halilovic ist muslimischer Seelsorger und stellvertretender Geschäftsführer des Vereins Qualitätssicherung der Muslimischen Seelsorge in öffentlichen Institutionen (QuAMS).

30. April

Für Kinder in Palästina

Mit der Weihnachtskollekte 2025 wurden in der Schweiz 1,83 Millionen Franken für das Caritas Baby Hospital gesammelt. Der Erlös liegt damit leicht über dem Vorjahr. Die Kinderhilfe Bethlehem hat den grössten Teil der Spenden bereits überwiesen und trägt damit wesentlich zur medizinischen Versorgung kranker Kinder in Palästina bei.

1. Mai

Orthodoxe Spitalseelsorge in Zürich gestärkt

Mit Pfarrer Yordan Pashev (30 Stellenprozent) steht orthodoxen Patientinnen und Patienten künftig ein eigener seelsorglicher Ansprechpartner zur Verfügung – standortübergreifend für alle Spitäler. Bisher hatten die Seelsorgenden bei den 13 orthodoxen Kirchgemeinden im Kanton Zürich einzeln anrufen und nach einem Priester suchen müssen. Diese Triage-Funktion läuft neu über Pfr. Yordan. Alle orthodoxen Priester arbeiten ehrenamtlich als Spitalseelsorger.

6. Mai

Schweizergardisten vereidigt

In einer feierlichen Zeremonie im Vatikan legten 28 Rekruten der Schweizergarde ihren Fahneneid ab. Papst Leo XIV. war wie im vergangenen Jahr anwesend und drückte damit seine besondere Verbundenheit mit der Garde aus. Eine Delegation des Gastkantons Thurgau gestaltete die Feier mit.

Solidarität

Die jüdisch-christliche Tradition erzählt anhand der beiden Frauen Noemi und Rut, wie Gott wirken kann, wenn Menschen zusammenhalten.

Von Christian M. Rutishauser SJ



Die Tür in Gelb | Thomas Thüring, 2003, Öl auf Leinwand, 180×100 cm, Privatbesitz

Hiob kennen ja alle: Der Mann, dem alles abhandenkommt, der dann an Leib und Seele leidet, sich von Freunden nicht trösten lässt, sondern Gott herausfordert und mit ihm ringt. Wer aber kennt Noemi? Die von Gott schwer Geschlagene muss wegen Hungersnot ihre Heimat verlassen, verliert in der Fremde zuerst ihren Mann, dann ihre beiden Söhne Machlon und Kiljon. «Kränklicher» und «Schwächlicher», so die Namen der Söhne übersetzt, zeugen davon, dass für Noemi auf Männer kein Verlass war. In lakonisch kurzen Sätzen erzählt die Bibel im Buch Rut, wie sie zur Witwe in Not wird im fremdländischen Moab. Wirtschaftliche Umstände, Krankheit und Tod haben sie im Ausland isoliert. Als ältere Frau in einer Gesellschaft, deren Öffentlichkeit patriarchal strukturiert ist, kommt sie sich selbst abhanden. Sie will nicht mehr Noemi, «Liebliche», heissen, sondern Mara, «Bittere». Schliesslich machen Orpa und Rut, die beiden Ehefrauen ihrer verstorbenen Söhne, das Leben nur noch schwerer: drei Witwen sind zu viel!

Noemi aber setzt sich nicht in Sack und Asche wie Hiob und lamentiert mit Gott. Sie nimmt ihr Schicksal in die Hand, wird aktiv und bricht in ihre alte Heimat Bethlehem auf. Da erhofft sie sich Hilfe. Ihren beiden Schwiegertöchtern rät sie, in Moab zu bleiben und zurück in die Herkunftsfamilien zu gehen. Diese sollen für sie sorgen. Orpa geht. Rut aber zeigt Solidarität – daher ist diese Kurzgeschichte in vier Kapiteln auch nach ihr benannt. Sie will Noemi nicht allein lassen: «Wohin du gehst, dahin gehe auch ich, und wo du bleibst, bleibe auch ich.» Dabei kann die junge Rut ihrer Schwiegermutter gar nicht gross helfen. Aber sie kann bei ihr bleiben, da sein, mitgehen, nicht weglaufen. So bricht sie mit Noemi nach Bethlehem auf; für beide ein Weg ins Ungewisse – für Rut sogar ein Weg in die Fremde. Ob sie in Bethlehem eine Zukunft haben wird, weiss sie nicht. Doch was gibt ihr Mut und Kraft? Sie scheint ihre Schwiegermutter zu lieben, wenn sie freimütig bekennt: «Nur der Tod wird mich von dir scheiden.»

Die Erzählung hat damit ihren Höhepunkt aber noch nicht erreicht. Nicht nur wie Rut handelt, steht im Zentrum. Ebenso, wie an Rut gehandelt wird. Das Leben ist schliesslich im Idealfall immer ein komplexes, nicht vorhersehbares Zusammenwirken von Menschen, die situationsgerecht handeln, ihre Mitwelt so gut wie möglich gestalten und füreinander Verantwortung übernehmen. Wie anders als durch ihr Zusammenspiel sollte Gott in einer Welt von mündigen Menschen wirken?

In Bethlehem angekommen, bleibt Rut nichts anderes übrig, als gemäss dem Armenrecht den Erntenden auf dem Feld hinterherzugehen. Sie darf die Ähren einsammeln, die bei der Gerstenernte liegen bleiben, und ebenso das Stroh. Damit versucht sie, sich und ihre Schwiegermutter durchzubringen. Doch Rut hat Glück: Sie kommt auf das Feld des Boas. Er schützt die junge, ausländische Witfrau vor den Übergriffen der Feldarbeiter und ordnet sie seinen Mägden zu. So erhält sie eine Stütze durch Gleichaltrige. Boas be-

schenkt sie sogar, sodass sie genügend Essen mit nach Hause nehmen kann. Rut hat Arbeit und ist sozial integriert.

Noemi aber wittert nun eine Chance. Sie kennt sich im Recht aus: Boas ist entfernt verwandt mit ihr, er könnte noch mehr Verpflichtung übernehmen. Wäre er nicht eine gute Partie für Rut? Mit ihm an der Seite hätte sie eine Zukunft. So leitet sie ihre Schwiegertochter geschickt an, Boas bei der Arbeit zu verfolgen und weiter, sich unbemerkt an seinem Schlafplatz hinzulegen. Die Rechnung geht auf: Mitten im Dunkel der Nacht erwacht Boas, erschrickt: Rut ihm zu Füssen!

Diese bewegende Szene fasst Rainer Maria Rilke in lyrische Worte und erschliesst sie so für die Frömmigkeit:

Und meine Seele ist ein Weib vor dir.

Und ist wie der Noëmi Schnur, wie Ruth...

Aber am Abend steigt sie in die Flut und badet sich und kleidet sich sehr gut, ...

Und fragst du sie um Mitternacht, sie sagt mit tiefer Einfalt: Ich bin Ruth, die Magd.

Spann deine Flügel über deine Magd.

Du bist der Erbe ...

Und meine Seele schläft dann, bis es tagt ...

Rilke formuliert eine geistliche Haltung, sich in der Not würdevoll dem Mitmenschen und Gott anzuvertrauen. Gott

weist einen Ausweg. Und der biblische Boas nützt die Situation nicht aus. Er erinnert vielmehr daran, dass nach geltendem Gesetz ein anderer Bethlehemiter Rut als Witfrau ehelichen könnte und sollte, wenn er denn will. Boas würde ihm den Vorrang lassen. Erst als dieser ausschlägt, nimmt Boas Rut zur Frau. Rut mit ihrer alten Schwiegermutter Noemi finden volle Aufnahme. Der Ehe von Rut und Boas wird ein Sohn geschenkt. Sie nennen ihn Obed, Knecht. Gemeint ist hier: Knecht Gottes. Er

wiederum wird einst Grossvater von König David sein. Rut, die ausländische Moabiterin, wird also Ahnfrau in der Linie des davidisch-messianischen Königshauses von Bethlehem.

Verschlungen sind die Wege Gottes, nachhaltig, oft nicht zu überblicken. Gott führt und sorgt vor für alle, die an Fremden, an Frauen und an sozial Abhängigen Recht tun. So äusserte sich Boas schon im zweiten Kapitel fast nebenbei: «Adonai, der Gott Israels, zu dem du gekommen bist, um dich unter seine Flügel zu bergen, möge dir dein Tun vergelten und dich reich belohnen.»

Das Buch Rut, ein Meisterwerk literarischer Miniatur, ist erzählende Theologie vom Besten. Es wird in der jüdischen Liturgie an Schawuot, dem Wochenfest, fünfzig Tage nach Pessach gelesen. Da wird nach rabbinischer Tradition gefeiert, dass Gott die Tora gegeben hat, seine Weisung und Wegleitung: Noemi und Rut, Boas und die Bethlehemiter leben ebendiese Weisung im Alltag. Fünfzig Tage nach Ostern feiern Christinnen und Christen an Pfingsten, dass Gott den Heiligen Geist ausgegossen hat. Das Buch Rut lesen sie nicht. Doch biblischer Buchstabe, Weisung und Geist Gottes gehören zusammen.

Zwölf Pflanzen der Bibel

Die Botanik wird in den biblischen Geschichten symbolisch aufgeladen, medizinisch angewendet und gleichnishaft gelesen.

1. Koriander

Die einjährige Pflanze dient nicht nur als Gewürz, sie wird seit alter Zeit auch als Medizin gegen Magen-Darm-Beschwerden und zur Behandlung von Wunden eingesetzt. Ihr Same wird in der Bibel auch mit Manna verglichen.

—Exodus 16,31



2. Ysop

Das kleine Mauergewächs spielt vor allem in Reinigungsriten eine wichtige Rolle. Da die Blätter mit einem feinen Flaum belegt sind, eignen sich die Stängel besonders gut als Sprengwedel. Jesus wird am Kreuz ein Schwamm mit Essig gereicht, der auf einem Ysopstängel steckt.

—Johannes 19,29

3. Kümmel

Jesus wehrt sich gegen die Forderung der Pharisäer, das Gewürz als Opfergabe einzufordern. Solange sich die Gesetzeslehrer nicht glaubwürdig um Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und den Glauben kümmerten, sei das Heuchelei.

—Matthäus 23,23

4. Senf

Die Winzigkeit der Samen steht im Kontrast zum hohen Wuchs der Senfstaupe. Deshalb wird sie von Jesus als Gleichnis dafür verwendet, welche Kraft der Glaube entfalten kann.

—Lukas 17,6

5. Safran

Gemeint ist damit wohl die aus Süd-asien und Indien stammende Kurkuma. Ihr Wurzelstock wurde zu einem gelblichen Pulver verarbeitet, das man zum Würzen und zum Färben verwenden konnte.

—Hohelied 4,14

6. Lilie

Die weiße Lilie ist im Heiligen Land weit verbreitet und steht in der Bibel für Schönheit und blühendes Leben. Mit ihrer Pracht kann nicht einmal die Herrlichkeit Salomons mithalten.

—Jesaja 35,1

7. Aloe vera

Aus ihren Blättern wird ein wohlriechendes Öl gewonnen. Einkocht zu einer festen Masse, war dieses Öl ein wertvolles Handelsgut. Es wurde als Heilmittel bei Verstopfung und zur Einbalsamierung der Toten verwendet.

—Johannes 19,39



8. Rose von Jericho

Sie hat botanisch nichts mit Rosen zu tun. Die Wüstenpflanze kann sehr lange ohne Wasser auskommen. Kaum wird sie jedoch gewässert, entfaltet sie sich zur Blüte. Deshalb heisst ihr botanischer Name übersetzt auch «Auferstehungspflanze».

—Sirach 24,14



9. Myrte

Myrtenblätter wurden bereits in der Antike zu ätherischem Öl verarbeitet und zur Behandlung der Atemwege verwendet. Esters jüdischer Name Hadassa leitet sich wahrscheinlich von Myrte ab.

—Ester 2,7

10. Mandragora

Sie wird auch Alraune genannt und ihre Früchte übersetzt Luther mit Liebesäpfel. Das Nachtschattengewächs galt als Aphrodisiakum und empfängnisfördernd. Deshalb streitet sich die kinderlose Rahel mit Lea darum.

—Genesis 30,14

11. Lotus

Weil die Blüte der Seerose nachts verschwindet und am Morgen wieder auftaucht, ist sie ein Symbol für Leben und Fruchtbarkeit. Deshalb taucht sie auch im Hohelied auf.

—Hohelied 2,1

12. Papyrus

Aus dem Ried- und Sauergras wurde verschiedenartiges Gewebe hergestellt, vor allem aber Papier. In Jesaja wird das Wunder einer Wüste, die sich in eine fruchtbare Landschaft verwandelt, durch den Wuchs von Papyrus angezeigt.

—Jesaja 35,7

Thomas Binotto

Wo spielt der Glaube?

Ob als Kirchenmann oder Theatermacher:
Tobias Grimbacher interessiert sich
leidenschaftlich für theologische Fragen.

Von Eva Meienberg (Text) und Christoph Wider (Foto)

Es ist keine gute Idee, mit Tobias Grimbacher zum Auflockern übers Wetter zu reden. Der Meteorologe spricht viel lieber über Literatur, Theater oder die Kirche, für die er seit sieben Jahren im Synodalrat tätig ist. Seit Kurzem leitet er zudem gemeinsam mit anderen das Theater STOK in Zürich.

Der Weg den Hirschengraben entlang, vom Sitz des Synodalrats zum Theater, ist kurz und verbindet zwei Welten, in denen sich Tobias Grimbacher stark engagiert. Im STOK werden gerade neue Bühnenscheinwerfer montiert – sie sollen künftig auch die Produktionen der «dramateure» ausleuchten, jener Theatergruppe, die der Theaterliebhaber mitbegründet hat.

Nach Zürich kam Tobias Grimbacher 2001 für seine Dissertation an der ETH. Seine Theaterleidenschaft lebte er zunächst in der Gruppe «akitiv» des Akademikerhauses aki aus, später gründete er mit anderen Alumni «die dramateure». Bis heute bringt die Gruppe jedes Jahr ein Stück auf die Bühne; zuletzt «Gewitter» von Alexander Ostrowski. Tobias Grimbacher liebt Rollen mit Tiefe und Humor und schreibt seit Studienzeiten selbst lyrische Texte. Im Sommer organisiert er mit anderen Schreibenden literarische Spaziergänge.

Noch älter als seine Freude am Theater ist sein kirchliches Engagement. Er war Ministrant, Oberministrant und in Hochschulgemeinden in Bonn und Zürich aktiv. In seiner Pfarrei Allerheiligen in Zürich-Nord engagierte er sich zunächst im Pfarreirat, wurde später Synodale und schliesslich Synodalrat. Dort verantwortet er heute das Ressort Bildung und Kultur – eine ideale Verbindung seiner Interessen.

In Zukunft werde es in der Kirche im Kanton Zürich weniger Angestellte und Behördenmitglieder, weniger Pfarreien und Kirchgemeinden brauchen, nicht aber zwingend weniger Gottesdienstorte. Tobias Grimbacher will verstehen, wo Kirche ausserhalb klassischer Strukturen stattfindet und wie sie ökumenisch und interreligiös wirken kann. Auch interkantonale Kooperationen, etwa bei Fachstellen oder Kirchenmedien, kann er sich gut vorstellen.

Neben der Politik beschäftigt den Kirchenmann weiterhin die Theologie. Bereits vor seiner Zeit als Synodalrat absolvierte er einen Studiengang Theologie – ein Interesse, das nicht nur für seine kirchenpolitische Tätigkeit, sondern auch bei der Auswahl und Interpretation von Theaterstücken immer wieder zum Tragen kommt.



Tobias Grimbacher im Theater STOK, das er als Teil eines Kollektivs mitleitet.

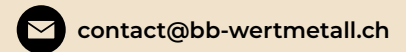
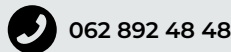


Damit Ihr Vermögen erhalten bleibt: Physisches Silber im Schweizer Zollfreilager.

S-Deposito⁺

- ✓ **100 % Reales Silber**
Jährliche Prüfung testiert physisches vorhandenes Silber.
- ✓ **100 % Eigentum**
Das Silbergranulat gehört ausschliesslich Ihnen als Anleger.
- ✓ **100 % Versicherungsschutz**
Ihr Silber wird versichert im Schweizer Zollfreilager verwahrt.
- ✓ **100 % Flexibilität**
Tägliche Ein- und Auszahlungen sind ohne Kündigung möglich.

Aktion zum 10-jährigen Jubiläum: Jetzt mit „FORUM26“ als Neukunde bis zum 30.06.26 ein Silberdepot eröffnen und eine Unze Feinsilber geschenkt bekommen.




Die Jubla bietet Lebensfreu(n)de!

Jungwacht Blauring Kanton Zürich
Die Kantonsleitung des Kinder- und Jugendverbands Jungwacht Blauring Kanton Zürich sucht eine*n

Fachmitarbeiter*in als Kantonspräses 20-30%

ab Juli 2026 oder nach Vereinbarung.
Mehr Infos: www.jublazueri.ch/jobs

jungwacht blauring zürich

Wenn die Umwelt zur Mitwelt wird

Schöpfungsspiritualität mit Franz von Assisi:
Natur als Ort leiser Gotteserfahrung entdecken

mit Br. Niklaus Kuster

25. bis 27. Sep. 26
Kloster Hegne am Bodensee

THEODOSIUS AKADEMIE
Kloster Hegne



theodosius-akademie.de


Steuern Liegenschaften Erbschaften

DR. ITEN, DUDLI PARTNER Steuerberatung und Treuhand AG

idp

QUALITÄT SERVICE KOMPETENZ
30 Jahre

044 308 25 50 | 8052 Zürich | www.idp-treuhand.ch



Zentralrat Zürich

Der Zentralrat Zürich bezweckt die Unterstützung und Koordination der Vinzenzkonferenzen im Kanton Zürich.

Er hilft bei der Gründung von neuen Vinzenzkonferenzen im Kanton mit.

Die Vinzenzkonferenzen sind karitative, christliche Vereinigungen, als Hilfswerk anerkannt und ZEW0 zertifiziert.

Wir helfen Menschen in Not! Unabhängig von Geschlecht, Alter und Religion. Unsere Organisation arbeitet unentgeltlich und ohne Verwaltungskosten.

Sollten Sie sich angesprochen fühlen, melden Sie sich bei unserem Präsidenten, er wird Ihr Anliegen entgegennehmen.

Paul Bächtiger Tel. 044 725 05 82
E-Mail baechti@bluewin.ch
Spendenkonto Zentralrat Zürich:
IBAN CH59 0900 0000 8002 5926 9

Sammler sucht Schallplatten
076 394 67 20

Nächste Inserateschlüsse:

- 10. Juni (Nr. 7)
- 15. Juli (Nr. 8)
- 12. August (Nr. 9)

u.notz@kueba.ch

tele bibel
044 252 22 22

Jeden Tag neu, 365 mal im Jahr hören Sie hier ein Wort der Bibel, abwechselnd aus dem Alten und Neuen Testament.

www.telebibel.ch

THERESIANUM

INGENBOHL

JUNGE MENSCHEN STARK MACHEN

Bildungswege sind persönlich!

Berufslehre? Akademische Laufbahn?
Die Theri-SEK bringt dich auf den Weg.

- Flexibler Stundenplan
- Persönliches Coaching
- Hoher Individualisierungsgrad
- Stärken und Fähigkeiten erkennen

Jetzt anrufen: 041 825 26 00 | www.theresianum.ch

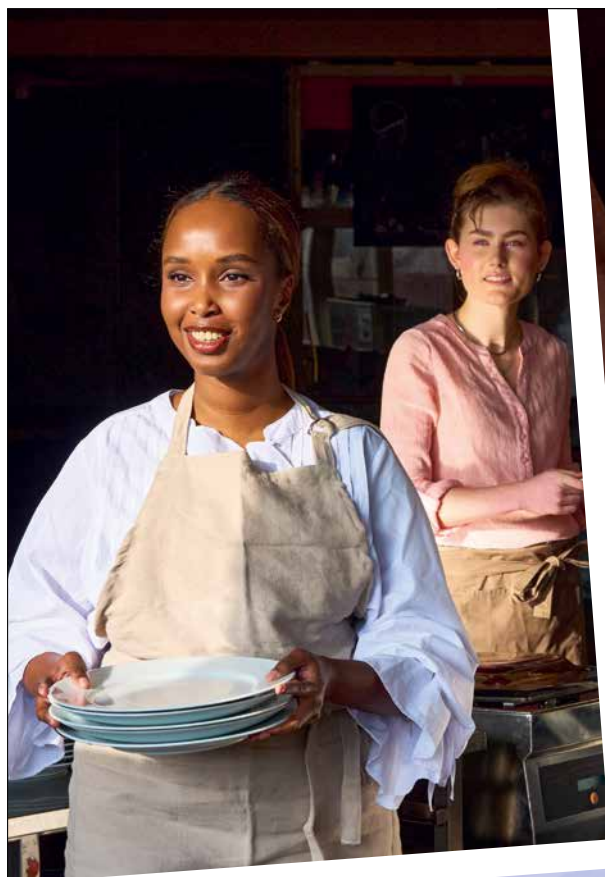


persönlich klasse



WOHNEN
auf dem
Campus

**ALLE
INFO-VERANSTALTUNGEN
IN DER WEB-AGENDA**
www.theresianum.ch
informiere Dich!
Aufnahme jederzeit



**Miteinander
tun.**



**Füreinander
teilen.**

Katholische Kirche



Blickrichtung Südwest: Zürichsee – Horn (in der Mitte) – Wollerau (rechts von Richterswil) – Bäch SZ (nach Wollerau) – Speer (in der Bergkette am Horizont). Kirchturmhöhe: 37 Meter ohne Kreuz

360 Grad

Vom Kirchturm raus in die Welt: Ein Blick rund um die Pfarrei Heilige Familie in Richterswil.

Von **Veronika Jehle (Text)** und **Manuela Matt (Foto)**

Es könnte sein, dass Mario Pinggera zu den Pionieren des Eisbadens gehört: Vor bald 20 Jahren, als er bereits Pfarrer von Richterswil war, stieg er erstmals bei spürbarer Kälte in den Zürichsee. «16. März 2007» – er weiss sogar das exakte Datum noch. «An diesem Tag war ich allein. Heutzutage kann es schon sein, dass ich an einem Februar-Nachmittag einige Gleichgesinnte treffe.» 365 Tage im Jahr ist Pinggera im See, «der mentalen Gesundheit wegen», der See ist zu einem seiner zentralen Lebensorte geworden. Sehr wahrscheinlich, dass er damit in Richterswil nicht allein ist. Majestätisch liegt das grosse Wasser dem Ort zu Füssen, der Ort lebt an seinen Ufern.

Einmal im Jahr ist der See dann die Kulisse für ein kirchliches Ereignis der besonderen Art: der Töff-Segnung, für die Richterswil bis in den Hochschwarzwald, nach Freiburg und hinein ins Vorarlberg bekannt ist. «Über 1000 Menschen, rund 400 Töffs», schwärmt der Pfarrer, der selbst bevorzugt mit seinem Töff reist.

«Manche bringen aber auch ihren Rollator zur Segnung oder ihr Trottinett», freut er sich. Er ahnt offenbar die naheliegende Frage und schiebt ernst nach: «Ich erbitte nicht Gottes Segen für das Blech, sondern für die Menschen.»

Vom Wasser zum Wein: Wie so vieles hier liegt die katholische Kirche auf einer Anhöhe, und wie naheliegend ist diese ein Rebberg. «Wenig, aber guter Wein», nickt der Pfarrer anerkennend, Eigentum der Kirchenstiftung, verpachtet an einen biologischen Weinbauer. Riesling-Silvaner wird gekeltert und Garanoir Barrique, zwischen 200 und 400 Flaschen pro Jahr. «Alles Jahrgangsweine», sagt Mario Pinggera nicht ohne Zufriedenheit. Geteilt wird der edle Tropfen mit allen – die ihn beim Weinbauer käuflich erwerben wollen. Und mit den Gästen im Pfarrhaus.



QR-Code scannen – und einen Drohnen-Rundflug erleben.

Unsere Sprache: Albanisch

Marjan Demaj

Priester der Mission für Albanischsprachige

Sie betreuen Menschen von der Ostschweiz bis Zürich, wie geht das?

Vom Januar bis März besuche ich bis zu 1000 Familien. Wir segnen ihre Wohnungen, sprechen mit ihnen, schauen, was sie brauchen. Über 100 Freiwillige packen an, wo es nötig ist. Zwei Ordensschwwestern arbeiten wie ich vollamtlich: Ehevorbereitung, Religionsunterricht, Chorleitung, Organisation der jährlichen Wallfahrt usw. Die Messe feiere ich abwechselungsweise an verschiedenen Orten.

Viele Albanischsprechende kamen nach dem Kosovokrieg. Wie geht es Ihnen?

Die meisten sind gut integriert, haben eine kleine Firma oder gute Arbeit, sprechen gut Deutsch. Die Kinder feiern in ihrer Pfarrei Erstkommunion. Ende Mai laden wir alle zu einem grossen Fest in die Mission in Sirnach ein. Zur Mission gehören auch Tanzgruppen

für Erwachsene, Kinder und Jugendliche. Das Fest der Nationen feiern wir zusammen mit der Pfarrei Heilig Kreuz in Zürich Altstetten, da treten sie immer auf.

Was ist einzigartig bei euch?

Von März bis Juni feiern wir jeden Dienstag eine Messe zu Ehren des heiligen Antonius mit 500 Leuten. Zum Schluss kommen alle Kinder zum Altar, bekommen den Segen und Süßigkeiten. Ein Fest! Unsere Leute sind sehr gläubig, schätzen die Verwurzelung in ihrer Kultur, was ihnen für eine gesunde Integration hilft. (bl)



QR-Code scannen – und mehr über die anderssprachigen Missionen erfahren.

Isabelle Mauerhofer, Leitung SOS Bahnhofhilfe Zürich

«Der Kosmos Bahnhof hat mich immer fasziniert»

An den orangenen Westen erkennt man uns Bahnhofhilfe-Mitarbeitende, wenn wir Menschen mit Sehschwäche, im Rollstuhl oder mit sonstiger Beeinträchtigung beim Umsteigen unterstützen. Es freut mich, dass wir mit dieser kleinen Unterstützung die oft hart erarbeitete Autonomie von Menschen mit Behinderung erhalten können. Passanten mit Handy und Kopfhörer merken oft nicht, wenn sie auf den taktilen Leitlinien für Sehbehinderte stehen, und weichen nicht aus. Der Bahnhof als Kosmos hat mich immer fasziniert. Eine grosse Infrastruktur, in der viele Profit machen, zieht auch Randständige, Orientierungslose, verlorene Menschen an. Der Bahnhof muss auch für sie Verantwortung übernehmen, finde ich. Die gute Zusammenarbeit mit verschiedenen Geschäften am HB ermöglicht es uns, täglich Essen vom Vortag an Armutsbetroffene abzugeben. Das wird rege genutzt; die Menschen stehen



Schlange dafür. Ich habe früher auf einer Anlaufstelle gearbeitet. Diese Kontakte helfen für die Vernetzung mit Institutionen in der Gassenarbeit. So können wir Menschen entsprechend ihrer Bedürfnisse gezielt weiterleiten. Wir helfen auch orientierungslosen SBB-Kundinnen oder -Kunden, ihren Heimweg zu finden, oder wir begleiten – von der Kinderschutzbehörde beauftragt – heikle Kindsübergaben von einem Elternteil zum anderen. Neben dem 50%-Pensum der Leitungsaufgabe in der Bahnhofhilfe ist meine

Zeit gut gefüllt mit meiner Familie mit drei Kindern zwischen fünf und zwölf Jahren. Wenn ich einmal Zeit für mich habe, so begeistere ich mich für «Upcycling»: aus Stoffen aus der Brocki eine Hose oder aus einem alten Vorhang ein Kleid für meine Kinder nähen. Nach dem Studium der Sozialpädagogik habe ich in Afrika fünf Jahre ein Projekt geleitet. Ohne das hätte ich wohl noch Journalismus studiert. (bl)

Leserbriefe

Möchten Sie Ihre Meinung mit uns teilen?

Dann schreiben Sie uns!

Einfach per E-Mail an redaktion@forum-magazin.ch oder
per Post an Forum Magazin, Zeltweg 48, 8032 Zürich

Es entscheidet sich in Baden

Ausgabe 4/2026

Als evangelisch-reformierter Christ mit einer römisch-katholischen Christin haushaltend leben wir in ökumenischer Partnerschaft. Da freute es mich, den sehr interessanten Artikel über die Disputation in Baden vor 500 Jahren zu lesen. Überhaupt stelle ich seit langem fest, dass das Forum für die Ökumene aufgeschlossen ist. In einer Zeit, da sich Moslems und Juden – unterstützt von höchster Stelle im Weissen Haus, wo sich einige als Super-Christen geben – erbittert bekämpfen, wäre der Zusammenhalt der redlichen Christen besonders wichtig. Wie wäre es da, wenn ich im katholischen Gottesdienst im Glaubensbekenntnis für eine «allgemeine christliche Kirche» beten könnte, anstatt für eine katholische? Die unterschiedliche Wortwahl würde einen grossen Schritt zu mehr Ökumene bedeuten.

Dölf Bühler, Bonstetten

Das Forum ist mit ziemlicher Sicherheit das interessanteste «Pfarrblatt» der Schweiz. Als Geschichtslehrerin in Baden hat mich der Artikel über den Disput in Baden besonders gefreut. Inhaltlich reichhaltig, aber verständlich geschrieben, kann ich den Beitrag direkt im Unterricht verwenden. Auch das Interview mit Theologe Strub über den Unterschied von Disput und Dialog finde ich gesellschaftlich relevant und werde ich mit der Klasse besprechen. Zudem hat mich Ihr Heft angeregt, einen sozialen Stadtrundgang zum Thema Armut zu buchen. Vielen Dank für Ihre tolle Arbeit! Wie Sie sehen, hat sie Resonanz.

Ursula Inauen, Zürich

Kirchenvisionen haben kein Alter

Ausgabe 4/2026

Schwester Alix Schildknecht zeigt uns eindrücklich, dass es Visionär:innen und zugleich aus dem Glauben heraus engagierte Menschen benötigt, die die Zeit erfassen und den Mut haben, Neues auszuprobieren. Damit ermöglichen sie der Religion, dem Glauben und der Kirche zeitgemässe Perspektiven. Frauen, die den Mut hatten, neue Wege zu gehen, die aus dem Glauben lebten und offen waren für Menschen in Not, Bildung und Spiritualität – solch eine Frau war auch Schwester Bernarda Heimgartner, die Gründerin des Ordens vom Heiligen Kreuz in Menzingen. Schwester Alix verstand es, die Emanzipation des Klosters Menzingen fortzusetzen und der eigenen Überzeugung zu vertrauen.

Heinz Krauttner, Zürich

Können Maschinen denken?

Ausgabe 4/2026

KI ist eine Maschine, produziert Texte aus Texten, mit denen sie gefüttert wurde, keine Gedanken. Das Gehirn ist das Organ, das dem Menschen das Denken ermöglicht, es «produziert» nichts. Ein Gedanke ist real, aber nicht materiell. Damit ein Gedanke wirksam wird, muss der Mensch ihn mitteilen, materialisieren. Alles, was Menschen geschaffen haben, sind materialisierte Gedanken. Denkende Menschen verändern die Welt. Das Gehirn braucht nur einen lebendigen Menschen als Energiequelle. Wenn der müde ist, geht er schlafen. Im Schlaf kommen ihm Gedanken, am Morgen weiss er weiter. KI braucht Unmengen elektrischer Energie, kann weder schlafen noch denken.

Hugo Wandeler, Zürich

Die anregende Kolumne von Simon Felix trifft einen Nerv der Zeit: Die neuere Entwicklung von KI-Sprachmodellen, die unsere intellektuellen Fähigkeiten nachahmen, wirft ein neues Licht auf die Frage, was uns als Menschen ausmacht. Sie kreuzt sich mit dem neurowissenschaftlichen Diskurs, der unser Bewusstsein materialistisch-kausal auf die Verarbeitung von Impulsen reduziert. Die christliche Tradition betont demgegenüber die Besonderheit des Menschen als Imago Dei: seine Würde, seine Freiheit und seine Komplexität. Ich würde mir daher im Forum wünschen, dass der Beitrag durch eine kritische theologische und philosophische Einordnung ergänzt wird. Entscheidend scheint mir: Die Wissenschaft kann den Menschen als Teil von Gottes Plan nicht widerlegen, sondern nur beschreiben, wie sich dieser Plan in der Materie verwirklicht.

Adrien Clinard, Zürich

Kein Leben im Museum

Online-Beitrag vom 23. April

Was mich an diesem Beitrag stört, ist die Diskrepanz zur kirchlichen Haltung: dass ein stetiges «mehr und mehr» in allen Lebensbereichen einer nachhaltigen Gesellschaftsentwicklung schadet und der christlichen Haltung von Genügsamkeit widerspricht. Mehr Konsum, Wirtschaft, Menschen, Infrastruktur. Permanente Maximierung zu Lasten von Lebensqualität, Natur, Wohlstand und Sicherheit. Ich begrüsse eine klare Definition, wann «mehr» nicht mehr passt (und das nicht erst, wenn Systeme langsam zu kollabieren drohen). Die Initiative bietet eine vernünftige Antwort und spiegelt einen klaren Willen.

Marcel von Holzen, Zürich



Spuren, aufgenommen von Christoph Wider | Sommer. Ein Lebensgefühl. Dynamisch und flüchtig zugleich.

Tipps der Redaktion

Was hält uns zusammen?



Buch

Was bleibt, wenn alles wankt?



Zwei beste Freundinnen, knapp vierzig, versuchen ihre jugendliche Unbeschwertheit mit Alkohol und Tanzen zurückzuholen. Mühsam, da mit Lesen nicht aufzuhören. Doch dann kann man sich der Intensität der Erzählung

nicht mehr entziehen. Es geht um neue und zerbrochene Beziehungen, zerstörte Zukunftspläne, verlorene Arbeit. Ein physischer Zusammenbruch löst Gefühlschaos aus und Erinnerungsfetzen tauchen auf: Was bleibt, wenn alles wankt? Wie wurden wir zu denen, die wir sind, und wer werden wir durch das, was jetzt geschieht? Was bedeutet Freundschaft? Zarte, kraftvolle Bilder drücken Unsagbares aus: sterbende Vögel, ein Schmetterling, der sich zielsicher auf die erzählende Ich-Person setzt. Altes fällt ab, Neues entsteht. (bl)

—Bis die Vögel nicht mehr sterben
Michelle de Oliveira, Pano Verlag 2026,
220 Seiten
ISBN 978-3-290-22082-2

Zeitschrift

Gemeinschaft: wesentlich und zerbrechlich



Digitale Medien stellen die Welt zunehmend polarisiert dar. Wie wesentlich und zerbrechlich Zusammenhalt war und ist, zeigt die Bibel, wie im Psalm 133: Wo Menschen zusammensitzen und Verständigung gelingt, berühren sich Gott und Menschen. Wenn jedoch Paulus im Korintherbrief einen «Lügen-Apostel» verunglimpft, ohne theologisch auf seine Argumente einzugehen, schafft er ein undifferenziertes Feindbild und definiert Gemeinschaft durch den Ausschluss anderer. Im Brief an die Galater hingegen sagt er: Was nach herrschenden gesellschaftlichen Massstäben den Wert eines Menschen ausmacht – Herkunft, Status, Geschlecht –, ist in der neuen Gemeinschaft Jesu nicht mehr relevant: «Ihr alle seid eins in Christus.» Ein lehrreiches und lesenswertes Heft, das unterschiedliche Bibelstellen spannend ins Heute holt. (bl)

—Zusammenhalt
bibel heute, 4/2025, 36 Seiten, Fr. 11.–
ISBN 978-3-911227-41-4
bestellen bei: www.bibelwerk.ch

Buch

Der heilende Blick von Freundschaften



Es brauche «Freundschaften, die einen heilenden Blick aufeinander ermöglichen». – Das ist eine der hundert prägnanten Aussagen von Timothy Radcliffe im Bändchen «Hören, um zu lernen!» Der 80-jährige weltweit bekannte Dominikaner und spirituelle

Impulsgeber an der Weltsynode 2023 scheut sich nicht, Unterschiede und Krisen klar zu benennen – weil er weiss, dass die eigene Meinung nicht die ganze Wahrheit ist. Er hört angstfrei zu, um zu lernen von Menschen, die anders leben, denken und fühlen. Dazu passt, dass junge Menschen der Gymi-Klasse des Herausgebers die «100 Worte von Timothy Radcliffe» begeistert gelesen und ausgewählt haben. Radcliffe persönlich hat ihre Auswahl autorisiert. Es sei «eine Injektion von Gelassenheit und Mut», fanden die Jugendlichen. (bl)

—Hören, um zu lernen!
100 Worte von Timothy Radcliffe
Hg. Urs Schiller, Verlag Neue Stadt 2025,
128 Seiten
ISBN 978-3-7346-1368-5

Kino unter Leuten

Sich treiben lassen

Foto: Xenix Filmverteilung



«Fuori» von Mario Martone / Italien 2025 / Valeria Golino, Matilda de Angelis, Elodie / ab 18. Juni im Kino.

1980. Sommer. Rom: Die Schriftstellerin Goliarda Sapienza hat ihre Strafe wegen Diebstahls abgesessen und sitzt allein in ihrer Wohnung. Dies ist die eine Geschichte von «Fuori»: Gesellschaftliche Ächtung, Arbeitslosigkeit, Einsamkeit, Elend. Die andere Geschichte führt in die Schwerelosigkeit: Befreiung von Konventionen, Solidarität, Zärtlichkeit, Fahrtwind. «Fuori» erzählt vom Getrieben-werden und vom Sich-treiben-lassen.

Goliarda, die sich zuvor als Intellektuelle in der Kulturszene bewegt hat, ist durch eine aus der Not geborene Dummheit in den Knast gekommen. Dort entdeckt sie eine Frauenwelt, die gleichzeitig rau und solidarisch ist. Ausgerechnet in Gefangenschaft geht Goliarda aus sich heraus und entdeckt ihr eigenes «fuori».

Physisch wieder draussen angekommen, zieht sie einen Sommer lang scheinbar ziellos mit den beiden ehemaligen Mitgefangenen Roberta und Barbara durch Rom.

Schwerelos und düstere Momente liegen weiterhin nah beisammen, manchmal nur einen Wimpernschlag entfernt. Vor allem Roberta ist auf eine Art und Weise ungezähmt, die Goliarda sowohl betört wie verängstigt. Freiheit bedeutet in dieser Konstellation nicht automatisch Glück und schon gar nicht Sicherheit. Die Frauen erleben einen Schmetterlings-Sommer: schwerelos, anmutig, flüchtig und endlich.

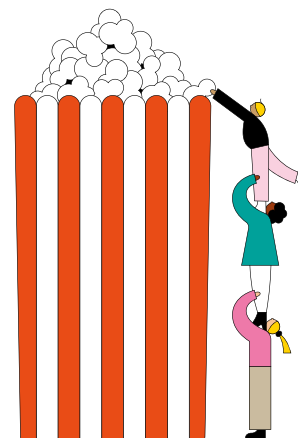
Wer italienische Geschichte und das literarische Werk von Goliarda Sapienza (1924–1996) kennt, der wird manches in «Fuori» bestimmt

leichter entschlüsseln. Dass in ihrem tatsächlichen Haus und im Gefängnis Rebibbia mit wirklichen Gefangenen gedreht wurde, verleiht dem Porträt und Zeitbild zudem zusätzliche Authentizität.

Die eigentliche Stärke von «Fuori» liegt jedoch darin, dass wir diese Geschichte nicht greifen können. Auch die Darstellerinnen krallen sich ihre Figuren nicht. Selbst Mario Martone berichtet vom Genuss, sich als Regisseur treiben zu lassen. Deshalb hat das Rom, durch das wir streifen, nichts aber auch gar nichts mit touristischem Sightseeing zu tun und die Geschichte, der wir uns hingeben, nichts aber auch gar nichts mit plumper Italianità.

Thomas Binotto

**Wir schauen uns
«Fuori» am 22. Juni
gemeinsam an.
Genau Uhrzeit und
Ort werden ein paar
Tage davor
bekanntgegeben.**



FORUM — Das nächste Magazin erscheint am 3. Juli 2026

**«Der Ball ist mehr
als rundes Material.
Er ist magisch
aufgeladen.»**

Josef Hochstrasser, reformierter Pfarrer und Fussballexperte